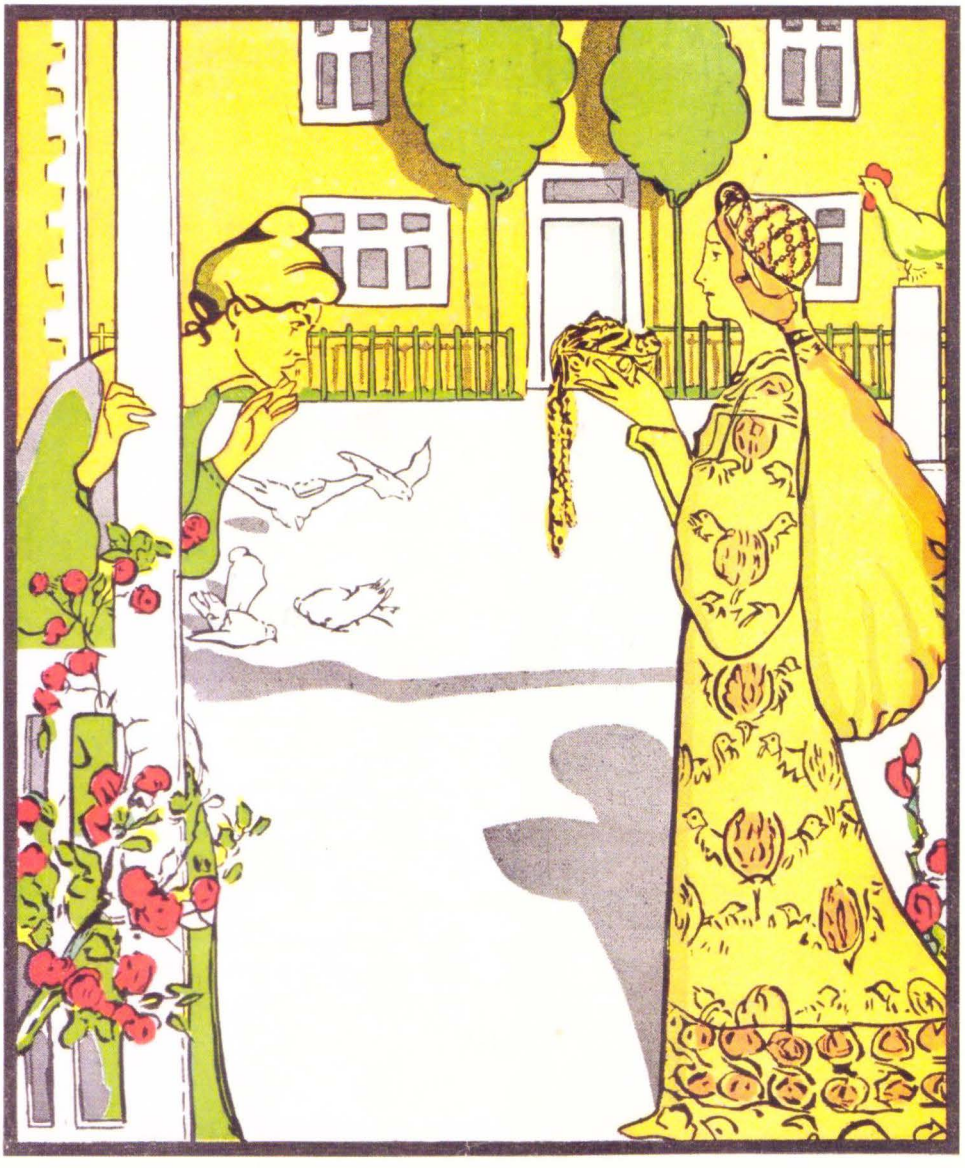
StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO

Dezember 2017

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinssitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de
oder: www.studeo-info.de

INTERNETADMINISTRATOR: Dr. Alexander Röhreke

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten.

Mitgliedsbeitrag	**Einzelpersonen € 30, Ehepaare € 40**
Vereinskonto	Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO) Postbank Hannover IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08 BIC PBNKDEFF Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, Überweisungen ebenfalls **nur in EURO** auszustellen und dabei die anfallenden Bankspesen zu berücksichtigen.

Auf Überweisungen, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag" oder „Spende" vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv und die Bibliothek. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum

HERAUSGEBER	REDAKTION
Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	Renate Jährling Mitarbeit: Martina Bölck

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.
Fotos ohne Quellenangabe stammen von dem jeweiligen Verfasser.

Titelbild – Bühnenspiegel im Fernen Osten, 13. Jg., Nr. 2, 1938-39. Das Bild bezieht sich auf die Aufführungen des Grimm-Märchens „Goldmarie und Pechmarie" (Frau Holle) am 16. und 17. Dezember 1938 im Lyceum-Theater Shanghai: Als die fleißige Marie mit Gold überschüttet nach Hause kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief: Kikeriki, unsere goldene Jungfrau ist wieder hie! – Näheres zum deutschen Theater in Shanghai siehe S. 29-35.

Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10
81679 München

STELLV. VORSITZENDE
Hilke Veth

SCHATZMEISTER
Helmut-Max Weiß

ARCHIV, SAMMELSTELLE, REDAKTION
Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN
Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-HAUS: VERWALTUNG
Dr. Ursula Fassnacht

NETZWERKARBEIT
Dekan Dr. Karl-Heinz Schell

SONDERAUFGABEN
Elke Meller

SONDERAUFGABEN
Dr. Siems Siemssen

Liebe Leserin, lieber Leser,

geht es Ihnen auch so, daß die Leselust steigt, je kürzer die Tage werden und je dunkler und kälter es draußen ist? Man möchte durch das Lesen vielleicht in andere Welten und Zeiten abtauchen. Während also draußen der Wind pfeift (und womöglich schon Schnee fällt) können Sie in diesem Heft den Aufbau einer Kaffee- und Kautschukplantage auf Java miterleben (S. 23) und erfahren, wie das Alltagsleben für Deutsche während des Ersten Weltkrieges in Japan aussah (S. 18). Sie können hinter die Kulissen des Deutschen Theater-Vereins in Shanghai blicken und sehen, wie man dort in den 30er Jahren mit den neuen ideologischen Anforderungen umging, die an den Verein herangetragen wurden (S. 29). In Japan stellte in dieser Zeit der Unternehmer Willy Rudolf Foerster Juden ein, um ihnen die Ausreise aus Deutschland zu ermöglichen (S. 40). Außerdem ist in diesem Heft von emanzipierten Frauen die Rede, etwa den Mitarbeiterinnen der protestantischen China-Mission, wobei sich die deutschen Missionsgesellschaften zunächst mit Missionarinnen etwas schwer taten (S. 8). Auch Marie Statz (später Ramm) war eine emanzipierte Frau, die nach dem Tod ihres Mannes seine Firma in China weiterführte. Ihre Tochter Ursula Frommelt, die China als Kind erlebte, erzählt im Gespräch (S. 35), wie sie später in ihrer „zweiten chinesischen Phase" zur Reiseleiterin wurde und Brücken zum heutigen China baute. Ein Brückenbauer ganz anderer Art war Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Wilhelm II, auf dessen zweite Reise nach Fernost wir Sie Seite 13 mitnehmen.

Das vergangene Jahr war weltpolitisch ein Jahr voller Konflikte. Unsere Weihnachtsgeschichte aus einem Frauengefangenenlager in Java (S. 4) kann hier vielleicht Mut machen, beschreibt die Autorin doch, wie es selbst unter den widrigsten Umständen möglich ist, Weihnachten zu feiern und zu erleben, wie „ein stiller, tiefer, unerklärlicher Friede" über sie und ihre Mitgefangenen kommt.

Wir wünschen auch Ihnen ein friedvolles Weihnachtsfest. Kommen Sie gut ins neue Jahr und – viel Spaß beim Schmökern.

Ihr Redaktionsteam

Liebe Freunde und Mitglieder des StuDeO

Von Neujahr zu Neujahr wünschen sich Menschen eine bessere Zukunft. Wo sind sie geblieben, die vielen guten Wünsche? Chinesen wünschen sich für weniger geliebte Zeitgenossen „interessante Zeiten", womit sie die Weltläufte vermutlich realistischer einschätzen als deutsche Romantiker. Obgleich die Welt vom Massenaussterben der Arten bis zur Plastikpest in den Ozeanen genug Probleme für das Überleben der Menschheit offenbart, gibt es in diesem Tagen narzißtische Soziopathen, die meinen, sie müßten gegebenenfalls Ostasien strahlend interessante Zeiten bereiten. Grillparzer sagt über diejenigen, die das Unmögliche wollen, das Undenkbare denken und das Unsägliche sagen, daß sie stets die gleichen Früchte trügen: das Unleidliche zu erleiden.

Als Verein, der sich der Erinnerung deutschen Lebens in Ostasien widmet, ist uns, insbesondere der ältesten Generation unserer Mitglieder, der Schrecken des Krieges ein Stück unseres kollektiven Bewußtseins, das wir mit vielen Menschen in Ost und West teilen. Wenn es über alle kulturellen Grenzen hinweg etwas gibt, das universell gilt, dann die menschliche Befähigung zur Verständigung. Dies setzt von Gewissen und Moral geformte Einsicht in die Grenzen des eigenen Wirkens und Willens voraus. Empathielose, charmant notorische Lügner an den Schalthebeln der Macht kennen keine Selbstbeherrschung, sondern nur das Streben nach der eigenen Führungsrolle. Wir Geführten, die Objekte der manipulativen Begierde, entziehen uns dieser zerstörerischen Umarmung durch die Bewahrung der historischen Wirklichkeiten, wie sie sich in den von uns gesammelten Quellen widerspiegeln. Das ist angesichts der Wirkung einer Wasserstoffbombe vergleichbar einem Tropfen auf dem heißen Stein. Andererseits sagt uns Ovid, steter Tropfen höhlt den Stein. Das Schaffen unseres Vereins mag vergeblich erscheinen, ist aber nicht nutzlos, sondern robust wie der Apfelbaum, den wir, wüßten wir, daß morgen die Welt unterginge, heute noch pflanzen würden.

In diesem Sinne wünscht der Vorstand des StuDeO seinen Mitgliedern, Spendern und den Freunden deutschen Lebens in Ostasien unverdrossen ein gesegnetes Weihnachtsfest, Frieden auf Erden und ein glückliches, gutes Neues Jahr!

Herzlichst bin ich Ihr

Stille Stunde in Lampersari

Franziska Koblitz

Weihnachten in den Tropen – ich fand immer einen Widerspruch darin und etwas Gewolltes, zu eng war die Idee von Winter und Schnee mit unserem Weihnachtsgedanken verwoben. Und dies war die dritte Weihnacht seit der japanischen Besetzung. Die erste war noch im eigenen Heim, auf der Unternehmung, mit Mann und Kindern, treu der alten Tradition, aber so schwer von nahendem Abschied und kommendem Unheil. Die zweite interniert in der „wijk“[1] in Malang, durch Stacheldraht getrennt von der Welt, keine Freiheit und doch kein Lager wie dieses hier, eine Weihnacht, die ich suchen wollte und doch nicht fand. Und jetzt sollte es Weihnacht sein in Lampersari. Und ich wollte sie nicht einmal mehr suchen. Es gab keine Kirche und keine Musik. Es gab keine Christbäume und nichts für die Kinder – nur das kleine Stück Brot für den großen Hunger. Es gab kein Licht in dieser Weihnacht, keines draußen und keines drinnen. Am liebsten hätte ich zwei Tage weggewischt vom Kalender und vergessen, daß es diese Tage gab. Und doch, es war Weihnacht an diesem Abend, am 24. Dezember 1944, im Frauenkonzentrationslager Lampersari in Java.

Am Nachmittag saßen ein paar von uns zusammen im Zimmer der alten Damen, und jemand las den alten Bericht von jener Nacht in Bethlehem, von dem Licht, das aufgegangen war, von dem Stern, der in der Dunkelheit erglänzte. Da wurde mir auf einmal klar, daß man das Licht erst dann begreifen konnte, wenn man die Dunkelheit kannte. Mit den Kindern schmückte ich dann einen kleinen Cemarazweig (Cemara ist eine Art Kiefer). Aus dem Boden einer alten Konservenbüchse wurde ein silberner Stern. Wir deckten den steinernen Herd mit einer weißen Decke. Fotos standen da, und ich zeichnete auf einen Schachteldeckel die Figuren von Maria und Josef, er stand und sie kniete. Dann kamen die Krippe und das Kind mit dem Strahlenkranz. Mit ein paar Buntstiften bemalten wir die Figuren und schnitten sie aus. Drei Kerzen, verschieden groß, fanden sich auch. Und dann waren wir fertig. Es war dunkel in meiner Küche,[2] und wir zündeten die Kerzen an. Da stand die Krippe, so unbeholfen und einfach gezeichnet, doch lebend im flackernden Schein der Kerzen, wie noch nie zuvor Krippenfiguren für mich gelebt hatten.

Nacheinander kamen leise die alten Damen herein und unsere Nachbarinnen, die neben mir wohnten. Wir saßen eng nebeneinander auf den zwei Betten (die außer dem steinernen Herd unsere einzigen Möbel waren) und hatten die Augen auf die Krippe mit den Kerzen und dem Zweig gerichtet: Da fingen die Kinder an zu singen. Stille Nacht, heilige Nacht und Jesus, darf ich eine kleine Kerze sein und das Lied von den Hirten und alle Weihnachtslieder, die sie kannten, und die anderen sangen mit, die alten Damen mit ihren zerbrochenen Stimmen neben den helleren der Kinder.

Und es waren die Kinder, die immer wieder ein neues Lied wußten und nicht aufhören wollten. Es war ganz voll in unserer kleinen Küche, man hatte den Vorhang von der Türe weggezogen und stand schon auf dem Gang draußen, und stehend begann ein junges Mädchen, das „Ehre sei Gott in der Höhe“ zu singen, mit einer klaren, weichen Stimme, sie sang es zweimal, dann gingen wir still auseinander.

Es war wirklich Weihnacht bei uns im Lager gewesen. Die Kinder lagen im Bett. Es war ein großer Friede über uns alle gekommen, ein stiller, tiefer, unerklärlicher Friede, so wie noch nie ein früheres Weihnachtsfest ihn hatte bringen können.

Weihnacht – es war ja nicht als Fest der Reichen gedacht, es war ja die alte Geschichte von der größten Armut und Entbehrung, von müden Menschen, die hungerten und froren und in deren Armut und Erniedrigung das Licht kam.

Quelle: Die Frauen von Lampersari, S. 125f, vgl. Besprechung S. 42. StuDeO dankt dem Czernin-Verlag für die freundlich erteilte Abdruckgenehmigung.

[1] Wijk (holl.: Stadtteil) – so nannten sie das Lager in Malang.

[2] Franziska Koblitz mußte nach dem Zusammenbruch ihrer Bambushütte mit ihren zwei kleinen Töchtern in die winzige Küche eines Hauses ziehen, die nur Platz bot für die Bettchen der Kinder. Als Schlafplatz diente ihr die ausgehängte Küchentür, die sie auf den steinernen Herd legte. In die Türöffnung hängte sie einen Vorhang.

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2017, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

100 und mehr Lebensjahre erreichten:

Rose Joedicke	104 J. in Lugano
Lotte Arnt	101 J. in Wetzlar
Berta Kleimenhagen-Steybe	101 J. in Stuttgart

90 und mehr Lebensjahre erreichten:

Elinor Hoffmann-Göldner	99 J. in Neapel
Ursula Jensen	97 J. in Ahrensburg
Ursula Frommelt-Statz	96 J. in Düsseldorf
Edith Günther-Körner	96 J. in Wentorf
Jutta Jäger-Maurer	96 J. in Bremen
Inge Koch-Kniepf	96 J. in Williamson/USA
Lola Westendorf-Parge	96 J. in Hamburg
Lydia Ambühl-Eidenpenz	95 J. in Breitenbach/CH
Inge Küthe-Cordes	95 J. in Willingen
Emilie Schwammel	95 J. in Wien
Gisela Bowerman-Lange	94 J. in W.-Horsley/GB
Inge Glässel-Köhler	94 J. in Biberach
Carla Greis-Treppenhauer	94 J. in Dayton/USA
Irmgard Grimm	94 J. in Kronberg
Herwig Herr	94 J. in Grafing
Desmond Power	94 J. in W.-Vancouver/Ca
Ruth Rosatzin	94 J. in Riehen/CH
Eddy Stengel	94 J. in Dortmund
Gertrud Atzert-Schulze	93 J. in Hann.-Münden
Erika Dello	93 J. in Sault Ste. Marie/Ca
Hildegard Herr-Pietzcker	93 J. in Grafing
Fritz Hübotter	93 J. in Berlin
Armin Rothe	93 J. in Singen
Militina Walther-Kohlmetz	93 J. in Hausham
Kascha Kloos-Schmidt	92 J. in Stellenbosch/RSA
Ludwig Lange	92 J. in S. Yarmouth/USA
Gertrud Leopold-Mucks	92 J. in Gelsenkirchen
Walter Leubner	92 J. in Oberau
Christian Macke	92 J. in Hamburg
Adelheid Meyer-Antosch	92 J. in Halle
Keiko Refardt-Kuboka	92 J. in Tokyo
Friederun Reichelt-Grimm	92 J. in Berlin
Lilo Schmidt	92 J. in Seeheim-Jugenh.
Gerhard Schreck	92 J. in Tokyo
Hans Suhr	92 J. in Bacharach
Wolfgang Troeger	92 J. in Stafford/Aus
Jimmi Wolter	92 J. in Hamburg
Christl Hickman-Skoff	91 J. in San Diego/USA
Elise Hofmeister-Bahlmann	91 J. in Darmstadt
Inge Huetter-Mohrstedt	91 J. in London/Ca
Gisela Kallina-Riedler	91 J. in Seibersdorf
Marlis Klare Rothe	91 J. in Bremen
Renate Kurowski-Kessler	91 J. in Allschwil/CH
Karl-Arnold Weber	91 J. in Betzweiler-Wälde
Fritz Wittig	91 J. in Berlin
Anne-Marie Chow	90 J. in Peking
Dirk Bornhorst	90 J. in Caracas/Venez.
Inge de la Camp	90 J. in Chicago/USA
Carl Friedrich	90 J. in Leonberg
Nina Hohmann-Wilhelm	90 J. in Erlangen
Gerda Hürter	90 J. in Wachtberg
Undine Kaiser-Pinks	90 J. in Heidesheim
Marianne Kleemann-Bass	90 J. in Düsseldorf
Helmut H. Meyer	90 J. in Bad Homburg
Hellmuth Pflüger	90 J. in Hamburg
Harry Poulsen	90 J. in São Paulo/Brasil
Horst Rosatzin	90 J. in Riehen/CH
Bernd W. Sandt	90 J. in Midland/USA
Gert Stolle	90 J. in Ahrensburg
Irmgard Weber	90 J. in Betzweiler-Wälde
Gerhard Wolf	90 J. in Hamburg

85 und mehr Lebensjahre erreichten:

Jörn Anner	89 J. in E.Warburton/Aus
Martin Braun	89 J. in Hamburg
Heinz J. Eggeling	89 J. in Wien
Heinrich Jährling	89 J. in Melbourne/Aus
Dagmar Albert-Lassen	89 J. in Vancouver/Ca
Helmi Raatschen-Kroh	89 J. in Duisburg
Siegfried Richter	89 J. in Bahama/USA
Christa Schwanke-Meyer-Gl.	89 J. in Hamburg
Alessa de Wet-Hudec	89 J. in Chandler/USA
Malte von Bargen	88 J. in Dresden
Renate Bialy-Schilk	88 J. in CA/USA
Ingrid Eggers	88 J. in Quickborn
Paul Erik Höne	88 J. in Mülheim
Lothar Köppen	88 J. in Aichwald
Gerda Lück	88 J. in Mülheim
Lotti McClelland-Krippendorff	88 J. in New Orleans/USA
Gertrud Wahner-Wetzel	88 J. in Marbach
Inka Wesselhoeft-Vissering	88 J. in Hamburg
Adelinde Brunner-Jess	87 J. in Dorval/Ca
Lore Bürgermeister-Körner	87 J. in Hamburg
Edith Fessmann-Gadow	87 J. in Neumünster
Karin Hackmann	87 J. in Geesthacht
Theodor Heinrichsohn	87 J. in Leverkusen
Barbara Julius-Dietrich	87 J. in Hamburg
Anna Mann-Hugnin	87 J. in Berlin
Ruth Munder-Böhler	87 J. in Ulm
Mathilde Schretzenmayr-Schn.	87 J. in Günzburg
Heinz Töbich	87 J. in Wien
Edmund Vidal	87 J. in Hamburg
Wilma Baumberger-Eidenpenz	86 J. in Kandern
Norbert Bellstedt	86 J. in Hamburg
Hans-Günther Bode	86 J. in Moers
Marianne Jährling	86 J. in München
Tess Johnston	86 J. in Washington DC
Thomas Jordan	86 J. in Henderson/USA
Hellmut Klicker	86 J. in Ashiya/Japan
Dagmar Lang-Eckert	86 J. in Hannover
Carla Osterfeld-Künkele	86 J. in Lübbecke
Erika Schödel-Rothe	86 J. in Bischofswiesen
Victor Franz Treipl	86 J. in Loupiac/FR.
Juliane Vesper-Brüll	86 J. in Willich
Rosemarie Wetzel	86 J. in Schönberg
Hans-Joachim Birkenbeil	85 J. in Grafenau
Hans Gruneck	85 J. in Mannheim
Otto Ritter	85 J. in Bensheim
Paul Rosen	85 J. in Wald-Michelbach
Elsa Schulz	85 J. in Bonn
John Stickforth	85 J. in Kronberg
Hans-Martin Zöllner	85 J. in Hamburg

†

Herr, es ist Zeit.
Der Sommer war sehr groß.
Rainer Maria Rilke

Lily Hachmeister geb. Wömpner	27.07.2011	90 Jahre
Dieter von Hanneken	+2014	100 Jahre
Anna-Katharina Koch geb. Blume	+2014	98 Jahre
Ursula Reiher geb. Bender	Okt. 2015	
Heiner Ruck	Anf. 2016	70 Jahre
Wolf H. Weihe	04.01.2016	92 Jahre
Tamara Wyss	30.03.2016	65 Jahre
Anne Heye geb. Thiele	10.04.2016	82 Jahre
Norma Hachgenei geb. Gertis	18.08.2016	91 Jahre
Hertha Wölcken geb. Gipperich, verw. Plölß	08.11.2016	102 Jahre
Maria Wichmann geb. Redlich	22.11.2016	100 Jahre
Marianne Vostehn	06.12.2016	92 Jahre
Gustav Hake jr.	08.12.2016	88 Jahre
Elinor Kupka geb. Heinke	14.01.2017	91 Jahre
Liesl Huwer geb. Schögel	15.01.2017	96 Jahre
Karl (Charles) Kranz	03.02.2017	91 Jahre
Helga Becker	06.02.2017	96 Jahre
Barbara Helm geb. Schinzinger	31.03.2017	92 Jahre
Camilla Folgmann geb. Scheunemann	06.04.2017	87 Jahre
Joachim Rudolf	14.04.2017	87 Jahre
Helga Eggers	27.04.2017	90 Jahre
Harold G. Lenz	26.05.2017	92 Jahre
Helga Furtak geb. Biedermann	07.06.2017	78 Jahre
Wera Schoenfeld geb. Siemssen	29.06.2017	95 Jahre
Sieglinde Kröger	30.06.2017	78 Jahre
Max Kupka	02.07.2017	95 Jahre
Henning Blombach	11.07.2017	79 Jahre
Peter Stickforth	22.07.2017	90 Jahre
Monika Morel geb. Müller	24.07.2017	78 Jahre
Irene Kuropatoff geb. Kozer	25.08.2017	89 Jahre
Inge Kraut geb. Trapp	28.08.2017	94 Jahre
Rudolf Wolfgang Müller	06.10.2017	fast 83 Jahre
Martha Strasser geb. Klein	11.10.2017	96 Jahre
Jürgen Bosch	19.10.2017	84 Jahre
Martin Braun	23.10.2017	88 Jahre

Nachruf auf Henning Blombach

Einschlafen dürfen, wenn man müde ist,
und eine Last fallenlassen können,
die man lange getragen hat,
das ist eine tröstliche Sache.
(nach Hermann Hesse)

Am 11. Juli 2017 starb unser Vorstandsmitglied Henning Blombach im Alter von 79 Jahren; damit haben wir uns nun von einem treuen Freund und langjährigen Begleiter zu trennen.

Am 16. April 1938 wurde er in Tsingtau/China als Sohn des aus Wuppertal-Barmen stammenden Arztes Dr. August-Hermann Blombach und seiner Frau Elisabeth geboren. Der Vater war in leitender Position im Faberkrankenhaus und in eigener Praxis tätig, bis er 1940 zum Wehrdienst einberufen wurde. Über den deutschen Marinestützpunkt Kobe wurde er auf einem Blockadebrecher bis zu einer deutschen Militärbasis an der französischen Atlantikküste gebracht und bis Kriegsende als Schiffsarzt eingesetzt, zuletzt in Afrika und Italien.

Die ersten Lebensjahre verbrachte Henning in Tsingtau – zunächst in der Innenstadt, später in Iltishuk – und erlebte 1944 die Einschulung auf der Deutschen Schule, die er gemeinsam mit seiner älteren Schwester Anke bis 1946 besuchte. Nach der Repatriierung auf der „Marine Robin" im Juli/August 1946 erlebten sie sechs bange Wochen im amerikanischen Auffanglager Ludwigsburg, bis sie erfuhren, daß auch der Vater den Krieg lebend überstanden hatte.

Henning schloß seine Schulausbildung mit dem Abitur in Gevelsberg/Westfalen ab und erfüllte anschließend seine Wehrpflicht; nachfolgende Wehrübungen führten zur Beförderung bis zum Major der Reserve. Nach Diplom-Abschluß des Studiums der Soziologie – er befaßte sich daneben auch mit der Wissenschaft der Erwachsenenbildung, der Volks- und Betriebswirtschaft – war er in verschiedenen Positionen des Personalbereichs von Industrieunternehmen der Ernährungs- und Pharmaindustrie aktiv, die letzten zehn Jahre seiner Berufstätigkeit als Personalleiter eines Pharmaunternehmens nahe Magdeburg.

Im Mai 1967 ließen sich Henning und die aus Osnabrück stammende Gertrud Westerkamp nach Abschluß ihrer beider Studien trauen. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne hervor; sie heirateten und beglückten ihre Eltern mit Schwiegertöchtern und der Geburt von neun Enkelkindern. Damit waren die Möglichkeiten gegeben für das Zusammenleben in einer großen, aufgeschlossenen, vielseitig interessierten Familie. In beeindruckendem Maße gelang dies neben naturgegebener Zuneigung durch Vermitteln und Kultivieren von Rücksichtnahme, gegenseitigem Verständnis und der Fähigkeit zu verzeihen.

Diese Verhaltensweisen blieben nicht auf die Familie beschränkt, sondern hatten Einfluß auch auf das weitere soziale Umfeld: Die seit 1973 in Hamburg ansässigen „Blombachs" wurden zu einem wichtigen Element unserer Gesellschaft! Dies kam zum Ausdruck in Freundeskreis und Nachbarschaft, Kirchengemeinde (ehrenamtlicher Einsatz, Mitgliedschaft im Kirchenvorstand) und Sozialeinrichtung (langjährig Vorstand im christlichen Alten- und Pflegeheim der Hermann und Lilly Schilling-Stiftung), was im August 2012 mit der Übergabe des Goldenen Kronenkreuzes der Diakonie gewürdigt wurde. Auch hierbei kamen wieder Verwandtschaft, geistige und moralische Übereinstimmung mit seiner Frau zur Geltung, die ihm im Einsatz für soziale und christliche Belange in keiner Weise nachstand, was sich auf die folgende Generation erkennbar ausgewirkt hat.

2004 wurde Henning Blombach in den Vorstand von StuDeO gewählt. Mit ihm konnten wir eine Persönlichkeit erleben, die sich auszeichnete durch klare Vorstellungen, ihre Vorschläge und Stellungnahmen mit kurzen Worten begründete, ohne jedoch die Bereitschaft zu Zugeständnissen vermissen zu lassen, wenn diese sachlich vertreten wurden und inhaltlich zu verantworten waren.

Der schmerzliche Verlust seiner lieben Frau Traudl 2013 fiel zeitlich zusammen mit einer Verschlechterung seiner eigenen Gesundheit mit Nachlassen seiner Leistungsfähigkeit. Dies war für ihn auch der Grund, 2016 von einer weiteren Mitarbeit in unserem Vorstand abzusehen. Eine deutlicher werdende, massive Verschlechterung seines Zustands wurde glücklicherweise von ihm zuletzt nicht mehr so schmerzlich wahrgenommen, was entscheidend auch an der besonders sensiblen und kompetenten Betreuung durch die Familie lag. So hat Henning Blombach in Frieden und Ruhe losgelassen, einschlafen können.

Am 22. Juli 2017 hat eine große Trauergemeinde in Hamburg-Nienstedten von ihm Abschied genommen.

Siems Siemssen

„So oder so; dieser Weg ist mir von Gott bestimmt."
Frauen in der protestantischen China-Mission

Martina Bölck

Die protestantische China-Mission begann etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als China nach den Opiumkriegen gezwungen war, ausländische Missionare zuzulassen – zunächst in den Vertragshäfen, später auch im Inland. Vor allem aus England und Amerika, aber auch aus Deutschland, machten sich Menschen auf den Weg, um den „Heiden" das Evangelium zu verkünden und so ihr Seelenheil zu retten. Während aber in den angelsächsischen Kirchen schon früh auch Frauen als Missionarinnen eingesetzt wurden, tat man sich bei den deutschen Missionsgesellschaften damit schwer. Paulus' Diktum gegen die öffentliche Rolle von Frauen verfehlte gerade in den traditionellen lutherischen Gesellschaften nicht seine Wirkung.[1] „.... lasset eure Weiber schweigen in der Gemeinde; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern sie sollen untertan sein, wie auch das Gesetz sagt."[2]

Hochzeit in der Berliner Mission, Canton um 1905
*StuDeO-Archiv *2652*

Die Missionsbraut

Die Bedeutung der Missionars(ehe)frau wurde dagegen schon früh erkannt. Die meisten Missionsgesellschaften hatten strenge Heiratsregeln. Erst wenn sich ein Missionar einige Jahre „auf dem Felde" bewährt hatte, konnte er an die Heimatleitung ein Heiratsgesuch richten. Die Suche nach einer geeigneten Kandidatin überließen die Missionare, die während ihrer Ausbildung meist wenig Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, Frauen kennenzulernen, nicht selten der Missionsleitung. Die in Frage kommende Braut sollte aus einer frommen Familie kommen, selbst glaubensstark sein, körperlich und psychisch stabil und nicht zu alt. Außerdem sollte sie über eine gewisse Bildung verfügen, „ist doch die Gattin auf einsamem Posten der einzige gebildete Umgang des Mannes, der geistige Bedürfnisse hat."[3] War eine passende Frau gefunden und hatte diese den Antrag eines ihr in der Regel völlig Unbekannten angenommen, blieben ihr oft nur noch wenige Wochen oder Monate, um sich von ihrem bisherigen Leben, von Eltern, Geschwistern und Freunden zu verabschieden, ohne zu wissen, wann und ob sie sie wiedersehen würde. Die jungen Missionsbräute machten sich auf die Reise in ein fremdes Land mit unbekannten Bräuchen und Gefahren, zu einem fremden Bräutigam, mit dem sie fortan ihr Leben teilen sollten. „Nun geht es immer rascher China zu und damit dem Ziel. Freilich, die Chinesen sind mir seither nie sympathisch gewesen. Man hat so viel Sonderbares und Lächerliches über sie gehört; Schlitzaugen, gelbe Haut, rasierte Schädel, lange Zöpfe ziehen ein deutsches junges Mädchen auch nicht gerade an. Und nun reise ich also nach China. Ausgerechnet zu den Chinesen. Sind sie denn nicht das sonderbarste Volk der Erde? Oder doch nicht?
So oder so; dieser Weg ist mir von Gott bestimmt, und daran halte ich fest", schreibt Elisabeth Heimerdinger auf dem Schiff, das sie 1909 zu ihrem zukünftigen Mann, dem Basler Missionar Wilhelm Oehler nach Hongkong bringt.[4]
Gottvertrauen war gewiß nötig für diese Art der Eheschließung. Das Verfahren war auch innerhalb der Mission umstritten. So äußert Wilhelm Maisch, der selbst 1907 seine Frau Luise (geb. Lohss) auf diese Weise gefunden hatte,

[1] In den sog. Glaubensmissionen sah es teilweise anders aus, dazu mehr weiter unten (S. 9).

[2] Paulus (1. Korinther 14/34-35), Lutherbibel Textfassung 1912, Deutsche Bibelgesellschaft (1982).

[3] Pfarrer G. Weismann: Die künftige Gattin des Missionars. Auszug aus einer Rede 1930, zitiert nach Dagmar Konrad: Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission (2001), S. 53.

[4] Elisabeth Oehler-Heimerdinger: Wie mir die Chinesen Freunde wurden. Aus dem Tagebuch einer jungen Frau (1925), S. 9 (StuDeO-Bibl. 3558). E. Oehler-Heimerdinger (1884-1955) lebte von 1909-1920 mit ihrem Mann Dr. phil. Wilhelm Oehler in Südchina. Sie wurde eine Art Missionsschriftstellerin und veröffentlichte mehrere Bücher über ihr Leben in China. Anders als viele andere Missionsbräute kannte sie ihren Mann vorher, er war der Bruder ihrer Jugendfreundin Maria.

1922 kritisch: „Die Kämpfe und die Ängste auf beiden Seiten, ob es auch klappen werde, ob sich das Herz zum Herzen findet, das sind Aufregungen, die nicht nur einem Mädchen und seinen Eltern, sondern besonders auch dem Missionar auf dem Felde erspart werden sollten." Man verlange dabei von beiden „einen Glauben, der sonst auch von den frömmsten Christen nicht verlangt wird."[5]
Bei den jungen Frauen mag ein gewisser sozialer Druck mitgespielt haben, aber sicher auch Abenteuerlust, Sendungsbewußtsein und das schmeichelhafte Gefühl, erwählt worden zu sein. Oft waren sie selbst Pfarrerstöchter oder stammten aus Familien, die mit der Mission verbunden waren. Elisabeth Heimerdinger ist sich jedenfalls darüber im Klaren, daß an sie besondere Anforderungen gestellt werden. „Ich wußte, wenn ich Ja sagte, dann galt es nicht nur eine gute Frau zu werden, sondern auch eine rechte Missionarsfrau. Würde mir das möglich sein?"[6]

Elisabeth und Wilhelm Oehler vor dem eigenen Heim – Das Wohnzimmer im Weihnachtsschmuck Tschonhangkang (Station der Basler Mission in Südchina), 1909
Quelle: Oehler-Heimerdinger: neben S. 32 und S. 96

Die Missionarsfrau

Doch wie sollte sie sein, die „rechte Missionarsfrau"? Gedacht war sie als Gehilfin ihres Mannes, sie sollte ihm Stütze und Trost sein, ein trautes Heim schaffen, den Haushalt führen, die Kinder erziehen und sich nebenbei – und unentgeltlich – im Rahmen der Mission nützlich machen, etwa an den Mädchenschulen unterrichten, Handarbeits- oder Kochunterricht erteilen, Kranke pflegen, Besuch auf den Stationen versorgen, chinesische Frauen für das Evangelium gewinnen. Bei den charismatisch-pietistischen Glaubensmissionen, die der 1865 von Hudson Taylor gegründeten China Inland Mission (CIM) nahestanden, wie der Liebenzeller Mission und der China-Allianz-Mission, sah es etwas anders aus. Dort war die Rolle der Missionarsfrau stärker auf die eigenständige Evangelisierungsarbeit der Frau und weniger auf die Annehmlichkeiten des männlichen Missionars ausgerichtet.[7] Das Paar als solches sollte jedoch in jedem Fall der heidnischen Umgebung das Ideal eines christlichen Familienlebens vorleben.
„Die eminente Bedeutung des Vorbildes der christlichen Ehe in der geschlechtlich so verunreinigten heidnischen Atmosphäre kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. [...] Durch die Liebe, in welcher der Missionar mit seinem Weibe ein Leben in herzlicher Gemeinschaft führt, die Achtung, mit der er sie behandelt, die eheliche Treue, die beide gegeneinander beweisen, die Traulichkeit und Behaglichkeit, die ihr Heim umgibt [...] die Geduld, die sie in ihren Leidensheimsuchungen beweisen, die Kinderzucht [...], durch das alles bildet das Haus des evangelischen Missionars inmitten heidnischer Umgebung eine Missionsstätte, die ohne Worte eine Predigt ist, welche unmittelbar durch Anschauung wirkt."[8]
Die Missionarsfrauen hatten damit nicht zuletzt eine Art „Kulturmission" zu erfüllen. Ihre Ehe, ihr Leben, ihre Haushaltsführung, ihre äußere Erscheinung sollten den Beweis für die Überlegenheit des christlich-westlichen Wertesystems liefern. Sie sollten Tugenden wie Sparsamkeit, Sauberkeit und Hygiene personifizieren und in der fremden Umgebung durchsetzen. In den meisten Fällen fand keine entscheidende Anpassung an die chinesische Umgebung statt. Die Frauen versuchten vielmehr, ihr Heim möglichst deutsch zu gestalten. Sie kleideten sich europäisch, aßen europäisch (oft legten sie dafür einen kleinen Gemüsegarten an und hielten

[5] Votum zur Verlobungsordnung der Basler Mission, 18.2.1922, nach D. Konrad, a.a.O. 38f
[6] Elisabeth Oehler-Heimerdinger, a.a.O. S. 5
[7] „Wenn ihr nicht wollt, daß eure Frauen wirkliche Missionarinnen seien und nicht nur eure Ehefrauen, eure Freundinnen, die euch ein schönes Heim bereiten – bleibt uns lieber fern." Andreas Franz: Mission ohne Grenzen (1993), zitiert nach Vera Gaile: „Wie eine Madonna, fuhr mir's durch den Sinn." Frauenmission während der Kolonialzeit in China. In: Marianne Bechhaus-Gerst / Mechthild Leutner (Hrsg.): Frauen in den deutschen Kolonien (2009), S. 174.
[8] Gustav Warneck: Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Band 1 (1892), zitiert nach Dagmar Konrad, a.a.O. S. 298.

Hühner und Kühe) und feierten Geburtstage und christliche Feste, wie sie es von zu Hause kannten.
Das reale Leben, vor allem auf den abgelegenen Missionsstationen im Inland, war nicht einfach. Die Missionare waren Überfällen, den politischen Wirren der Zeit und fremdenfeindlichen Stimmungen ausgesetzt. Die ärztliche Versorgung war ausgesprochen schlecht, für viele Tropenkrankheiten gab es Mitte des 19. Jahrhunderts auch noch keine europäischen Heilmittel. Eine der ersten deutschen Missionarsfrauen in China, Friederike Genähr geb. Lechler (1830-1893), die mit 23 Jahren den Missionar Ferdinand Genähr von der Rheinischen Mission heiratete und zu ihm nach Südchina zog, verlor ihren Mann und zwei Söhne durch eine Choleraepidemie, während sie mit einem weiteren Kind im Wochenbett lag.[9]
Hinzu kommt, daß die Frauen oft allein auf den Missionsstationen waren. „Morgen geht mein Mann wieder auf die Reise für sechs oder sieben Tage, diesmal nach Tshiangkhai. Kaum daß wir einmal vierzehn Tage oder drei Wochen mit einander daheim sind. Aber er hat sieben Außenplätze zu bedienen und an jedem drei- bis viermal jährlich das heilige Abendmahl auszuteilen. Um die weit umher zerstreuten Gemeindeglieder alle zu besuchen, muß er dann viele Tage dort bleiben", klagt Elisabeth Oehler-Heimerdinger im Januar 1910 in ihrem Tagebuch und würde „am liebsten jedesmal mitreisen".[10] Wilhelm Maisch berichtet im Juli 1914 in einem Brief an seine Eltern, daß er im ersten Halbjahr „102 Tage von Hoschuwan abwesend gewesen war, Luise und die Kinder also in 6 Monaten 102 Tage allein sein mußten."[11] Sie wiederum schreibt den Schwiegereltern, daß sie sich an seine ständige Abwesenheit gewöhnt hat. „Ich kann mich jetzt sehr gut in diese Trennungen finden, da Wilhelm, auch wenn er zu Hause ist, so wenig Zeit für das Familienleben hat, daß ich eigentlich kaum etwas vermisse, wenn er ganz weg ist."[12] Die Arbeit des Missionars hatte auf jeden Fall vorzugehen, die Frau sollte ihm kein Klotz am Bein sein und ihn – etwa durch eigene Bedürfnisse und Unpäßlichkeiten – von seinem Werk im Dienste des Herrn abhalten. „Als ich nach Honyen zur Synode abreisen mußte, hatte sie eben eine Zahnwurzelentzündung mit großem Abszeß *[...]*. Dabei Fieber mit großen Schmerzen. Ich mußte fort, es gab keine Wahl. *[...]* Wir waren noch nicht lange abgereist gewesen, da steigerten sich die Schmerzen derart, daß sie die Impflanzette nahm und sich mit Hilfe eines Spiegels den Abszeß im Mund aufschnitt. *[...]* Man gewöhnt sich hier außen an so manches."[13] Glücklicherweise hatte Louise Maisch vor ihrer Ehe eine Krankenschwesterausbildung absolviert.

Zum Familienleben, das das Missionsehepaar vorbildlich vorleben sollte, gehörten natürlich auch Kinder. Ihre Betreuung hinderte die Frauen einerseits daran, mehr eigenständige Missionsarbeiten zu übernehmen, andererseits waren die Kinder aber auch Aufgabe und Trost, wenn der Mann wieder wochenlang unterwegs war. Umso härter traf besonders die Mütter die Trennung, wenn die Kinder das schulpflichtige Alter erreicht hatten. In der Regel wurden sie dann nach Deutschland geschickt und lebten dort bei Verwandten oder in Kinderheimen, die von den Missionsgesellschaften errichtet und geführt wurden. Als Gründe für diese Regelung wurden das schlechte Klima, die heidnische Umgebung und die schlechten Bildungsmöglichkeiten auf den Missionsstationen genannt. Aber auch psychologische Erwägungen spielten eine Rolle: „Ich möchte auf die Erfahrung hinweisen, daß das Herz da ist, wo Dein Schatz ist, daß, wenn die Kinder der Missionare nach Europa gebracht werden, die Herzen der Eltern beständig nach Europa blicken. Europa wird Heimat der Missionare bleiben und das Heidenland nicht Heimat werden, so lange man die Kinder nach Europa bringt."[14] Da die Missionare nur alle paar Jahre Heimaturlaub hatten, bedeutete das eine jahrelange Trennung von den Kindern, die von beiden Seiten sicher häufig als traumatisch erlebt wurde. Später versuchte man, für die Missionarskinder zumindest Grundschulen auf den Missionsstationen einzurichten und sie später – wenn möglich – auf deutsche Schulen innerhalb Chinas zu schicken.

Die Missionarin

Es dauerte eine Weile, aber schließlich mußte man auch in den deutschen Missionsgesellschaften erkennen, daß in vielen der neu aufgebauten christlichen Gemeinden in China die Frauen und Kinder fehlten. Man hatte aus der sozial untergeordneten Rolle der chinesischen Frauen die falschen Schlüsse gezogen: „Wir glaubten: haben wir erst die Männer, so haben wir damit alles, denn die Frau muß tun, was der Mann will. Uns ist aber in der Praxis draußen klar geworden, daß das ein Fehler war, und wir sehen jetzt die dringende Notwendig-

[9] vgl. Dagmar Konrad, a.a.O. S. 367 und 469
[10] Elisabeth Oehler-Heimerdinger, a.a.O. S. 105
[11] zitiert nach Dagmar Konrad, a.a.O. S. 390
[12] Luise Maisch an die Schwiegereltern, 8.2.1913, zitiert nach Dagmar Konrad, a.a.O. S. 390
[13] W. Maisch an seine Eltern, September 1913, zitiert nach Dagmar Konrad, a.a.O. S. 390
[14] Inspektor Josenhans: Memorandum zur Erziehungsfrage der Missionskinder (1853), zitiert nach Dagmar Konrad, a.a.O. S. 317

keit der Missionsarbeit an den Frauen."[15] Diese Missionsarbeit konnte jedoch nicht von männlichen Missionaren übernommen werden und auch nicht von ihren Ehefrauen. „Das Zurückbleiben der Frauen zeigte, wie stark der Einfluß der chinesischen Sitte ist, die eine zu große Schranke zieht zwischen den beiden Geschlechtern, und daß es nötig ist, unverheiratete Missionarinnen zu rufen, die Arbeit an den Frauen aufzunehmen. Die Missionarsfrau kann als Frau ihres Mannes und Mutter ihrer Kinder in den meisten Fällen sich nicht so frei machen, eine regelmäßige Arbeit zu übernehmen."[16]

Kurioserweise ermöglichte also gerade die Beschränkung der Chinesinnen auf den häuslichen Bereich deutschen Frauen ein neues Betätigungsfeld. Vorbilder gab es bereits in England und Amerika. In Deutschland hatten schon 1842 zehn Frauen in Berlin nach englischem Vorbild den „Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande", kurz: „Morgenländische Frauenmission" gegründet, der unverheiratete Lehrerinnen und Krankenschwestern für den Missionsdienst vorbereitete und auf eigene Kosten aussandte. Dabei arbeiteten sie zunächst mit englischen Missionsgesellschaften zusammen. 1850 entstand der „Berliner Frauen-Missions-Verein für China", der in Hongkong das Findelhaus „Bethesda" errichtete und bis zum Ersten Weltkrieg leitete. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts begann der kontinuierliche Aufbau einer eigenständigen Frauenmission. Dabei hatte man mit erheblichen Vorurteilen zu kämpfen. Es sei „unweiblich, undeutsch und unnötig"[17] für ledige Frauen, Heidenmission zu treiben, hieß es in kirchlichen und Missionskreisen. Diese Einstellung änderte sich erst allmählich, teilweise wurde noch bis Ende des Ersten Weltkrieges darüber gestritten, ob Frauen überhaupt ausgesandt werden sollten.

Vorreiterin blieb die Morgenländische Frauenmission, die 1896 in Berlin auch das „Missionshaus" gründete, die erste Ausbildungsstätte der deutschen evangelischen Frauenmission. 1920 kam eine Bibelschule hinzu. Pionierarbeit leiste auch der um 1900 gegründete Deutsche Frauen-Missions-Gebetbund. Die Missionarinnen hatten in der Regel einen Gebetskreis, der sie finanziell unterstützte, Spenden sammelte und an ihrer Tätigkeit regen Anteil nahm. Dem Austausch mit der Heimat dienten auch Frauenmissionsblätter, die Berichte und Tagebuchauszüge von Missionarinnen abdruckten und vom Leben auf den Stationen berichteten. Die Unterstützerinnen in Deutschland hatten dadurch mittelbar auch einen Anteil an der großen Welt, reisten sozusagen mit ihren Glaubensschwestern und erweiterten ihren Horizont. „Und das ist so recht ein Dienst für uns Frauen, wie reich hat das unser Leben gemacht, wenn wir bei der Kleinarbeit einer Hausfrau unsere Gedanken beim Strümpfestopfen, Kartoffelschälen und Kochen hinausschweifen lassen können nach China und Afrika, wo unsere Schwestern an unserer Statt stehn."[18]

Die Missionsschwester

Doch eigentlich war den Frauen die Berufsbezeichnung „Missionarin" verwehrt, solange sie weder Theologie studieren noch ordiniert werden konnten. Sie wurden – je nach Tätigkeit – „Missionsschwestern" oder „Missionslehrerinnen" genannt und waren den männlichen Missionaren keineswegs gleichgestellt.[19] Sie erhielten ein wesentlich geringeres Gehalt,[20] konnten nicht die Leitung einer Station übernehmen und schrieben von daher auch keine Berichte an die Missionsgesellschaften, so daß von ihrer Perspektive wenig übermittelt ist. Auch der Trost eines Gefährten wurde ihnen nicht gewährt. Wenn eine Missionarin heiratete, schied sie automatisch aus dem Missionsdienst aus.

---

[15] Eingeständnis eines Missionsinspektors in der Zeitschrift des Deutschen Frauen-Missions-Gesprächsbundes 1930. Zitiert nach Mirjam Freytag: Frauenmission in China. Die interkulturelle und pädagogische Bedeutung der Missionarinnen untersucht anhand ihrer Berichte von 1900 bis 1930 (1994), S. 26.

[16] Helene Schmitz: China Jahre. Aus der Arbeit am weiblichen Geschlecht im Reich der Mitte (1916), zitiert nach M. Freytag, a.a.O. S. 26. Helene Schmitz war die erste Missionarin der Rheinischen Mission.

[17] Hedwig von Stülpnagel: Deutsche Frauenmission im Orient, zitiert nach Vera Boetzinger: „Den Chinesen ein Chinese werden." Die deutsche protestantische Frauenmission in China 1842-1952 (2004), S. 93 (StuDeO-Bibl. 2506).

[18] Marie von Bülow: Lichtträgerinnen. Zeugnisse aus dem Leben einiger Missionarinnen des Deutschen Frauenmissions-Gebetbundes (1952), zitiert nach Mirjam Freytag, a.a.O. S. 31.

[19] Die CIM stellte als erste Gesellschaft die Missionarin gleichberechtigt neben den Missionar. Die Ehefrau des Gründers Hudson Taylor reiste 1878 allein nach Shanxi aus, um ein Waisenhaus für Mädchen aufzubauen und zu evangelisieren. Auch die mit der CIM verbundene Liebenzeller Mission und die Deutsche China-Allianz Mission gaben den Missionarinnen mehr Spielraum. Später grenzten sie sich stärker von der CIM ab, was sich auch auf die Gleichberechtigung der Missionarinnen negativ auswirkte.

[20] Vera Gaile schreibt in ihrem Artikel sogar, daß Missionarinnen, die während der Kolonialzeit ausgesandt wurden, kein Gehalt gezahlt wurde, „sondern jede Missionarin musste sich einen Spenderkreis in Deutschland aufbauen, der sie mit Geld versorgte", a.a.O. S. 166.

Die Tätigkeit der Frauen in der Mission konzentrierte sich vor allem auf die medizinische Hilfe, auf die Erziehung und Ausbildung von Mädchen (Gründung von Mädchenschulen) und auf Evangelisation und Seelsorge von Frauen. Die Rolle der Frauen war auch in China im Umbruch, die gesellschaftlichen Umwälzungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten auch dort eine Frauenbewegung hervorgebracht, die freilich auf dem Land noch kaum Verbreitung gefunden hatte. Durch den Aufbau von Bildungsmöglichkeiten für Frauen und Mädchen trugen die Missionsschwestern und –lehrerinnen ihren Teil zu der Entwicklung bei. Doch ihre Arbeit befreite nicht nur die Chinesinnen, sondern auch die Helferinnen selbst. Denn wenn die Missionsschwestern auch nicht die gleichen Möglichkeiten wie ihre männlichen Kollegen hatten, verließen sie doch den häuslichen Kreis und die enge Umgebung, in der sie aufgewachsen waren. Sie lernten eine neue Kultur kennen und konnten in ihrem Bereich weitgehend eigenständig arbeiten, ja sogar – im Deutschland jener Tage undenkbar – selbständig das Evangelium verkünden.

Bei den männlichen Kollegen kam das nicht immer gut an. Selbst der eigentlich recht fortschrittlich gesinnte Missionar und spätere Sinologe Richard Wilhelm goß seinen Spott über die Missionsschwestern aus und riet ihnen, sich doch auf die ihnen zustehenden sozialen Tätigkeiten zu besinnen: „Oder was mußten die Chinesen z.B. denken, als eine einzelstehende Missionarin, die im Lauf einiger Wochen kaum ein paar Worte Chinesisch gelernt hatte, auf ihre erste Missionsreise ins Innere ging, allen Männern, denen sie begegnete, auf die Schulter klopfte und sagte: 'Gott liebt dich, ich liebe dich auch.' Nur der beispiellosen Wohlerzogenheit der Chinesen, der Reizlosigkeit der Sprecherin und dem verborgenen Schutz, unter dem ein einfältig reines Gemüt steht, war es zu verdanken, daß ihr keine Unannehmlichkeiten widerfuhren. Gerade die wohlmeinenden, begeisterten, einzelstehenden Missionsschwestern, die sich dann freilich, soweit sie einigermaßen jugendlich sind, sehr bald auf dem Missionsfeld mit jüngeren Brüdern zu verheiraten pflegen, sind bei all ihrem guten Willen und wertvollen Liebesdiensten, die sie mit rührender Hingabe leisten, soweit ihnen der Takt fehlt, eine schwere Belastung des Missionsbetriebs in China. Denn es widerspricht dem chinesischen Volksempfinden, daß ein einzelstehendes junges Mädchen öffentlich predigend auftritt. Wo dagegen gebildete junge Damen ihre Wirksamkeit auf die Frauen- und Mädchenwelt beschränken, haben sie stets viel Dankbarkeit und Anhänglichkeit erfahren.“[21]

Das Problem, das er hier anspricht, dürften nicht nur die Chinesen, sondern auch konservative Missionskreise gehabt haben: Einerseits brauchte man, um die chinesischen Frauen zu erreichen, unverheiratete Missionsschwestern. Andererseits entsprachen diese ledigen, kinderlosen, berufstätigen Frauen nicht dem traditionellen Frauenbild, das man den „Heidenfrauen“ eigentlich vermitteln wollte. In der Regel lebten die Missionsschwestern auf den Stationen im Schutze eines männlichen Missionars und seiner Familie. Sie mußten jedoch auch eigenständige Reisen auf Außenstationen unternehmen und waren dadurch ihrer chinesischen Umgebung mehr ausgesetzt als die Missionarsfrauen. Für diese Aufgabe brauchten sie Hilfe.

Anna und David Steybe (rechts), die ledige Missionarin Helene Luginsland (links unten), Bibelfrauen und Helfer. Liebenzeller Mission, Wukang/Hunan 1937
StuDeO-Fotothek P2700

Die Bibelfrau

„Was ist eine Bibelfrau? [...] Sie ist eine von der Mission angestellte chinesische Christin, die der Frauenwelt das Evangelium bringt; sie ist auch die unentbehrliche Gehilfin der europäischen Missionarin, die die auf allen Wegen begleitet.“[22]

Häufig waren es Frauen, die in der chinesischen Gesellschaft isoliert waren, z.B. Unverheiratete oder Witwen. Je nach Vorbildung wurde ihnen zunächst Lesen und Schreiben beigebracht, dann erhielten sie Unterricht in biblischer Geschichte, Katechismus und Heilslehre. Sie waren aus der Gegend, sprachen den einheimischen Dialekt, kannten die Leute und wußten, wie man mit ihnen umzugehen hatte. Damit waren sie für die Missionarinnen nicht nur Sprachvermittlerinnen, sondern auch unentbehrliche Kulturvermittlerinnen. Ohne

[21] Richard Wilhelm: Die Seele Chinas (1926), S. 214 (StuDeO-Bibl. 1506).

[22] Helene Schmitz: Im Dienste des Meisters unter Chinas Frauen (1925), zitiert nach Vera Gaile, a.a.O. S. 171.

sie hätten die Ausländerinnen keinen Zugang in die Häuser finden können. „Die Arbeit in den unbekannten Gebieten ist nur mit Hilfe einer älteren, tüchtigen Bibelfrau zu tun. *[...]* Wir kamen in Gegenden, wo die Frauen noch bange vor mir waren. Sie hielten mich sogar oft für einen Mann. Da versteckten sie sich dann vor uns, wenn wir in ihre Häuser traten. Wir suchten in solchen Fällen die Kinder durch Gesang anzulocken, und sie kamen bald herzu. Zuletzt stellten sich auch die Mütter ein und wurden zutraulicher. Diese Frauen haben zuerst meist viele neugierige Fragen. Man muß sie freundlich beantworten, dann fassen sie Vertrauen. Hernach kann man ihnen dann auch mit dem Evangelium nahekommen." So Berta Preisinger, zitiert nach Eduard Kühn: Viertausend Li (1925), S.69f.

Auf den Reisen zu den Außenstationen übernachteten Missionarin und Bibelfrau in der Regel gemeinsam in einer Unterkunft, teilweise teilten sie auch auf den Missionsstationen eine Wohnung. Die Bibelfrau wurde – trotz des hierarchischen Arbeitsverhältnisses als „Gehilfin" – häufig zur Vertrauten und Freundin für die ledige Missionarin, zu einer Art Familienersatz.

Die Rolle der Mission in China ist ambivalent, die der Frauen in der Mission ebenso. Sie kamen in der Regel mit dem Überlegenheitsgefühl des Westens an und versuchten die Wertvorstellungen, mit denen sie selbst aufgewachsen waren, einer fremden Kultur aufzuprägen. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß sie auf sozialem Gebiet wertvolle Arbeit leisteten und ihren Anteil an der Befreiung der chinesischen Frauen hatten, die sich auch in den revolutionären Umwälzungen in China selbst anbahnte. Und mit der Zeit kam das Fremde dann doch oft näher, wurde vertrauter und – wenn es gut ging – liebgewonnen.

„Heute blicke ich zurück auf elf reiche Jahre der Arbeit in China an der Seite meines Mannes. Auf elf Jahre, in denen ich unsere Chinesen kennenlernen konnte, in unserem Haus und in ihren Familien, auf Reisen und im eigenen Dorf, alt und jung, hoch und nieder. Und sie sind mir Ersatz geworden für die eigenen Landsleute, Weggenossen, Freunde. Und wenn sie mich ‚große Schwester' anreden oder gar sagen: ‚Du bist gerade wie wir Chinesen', so rechne ich mir das zur Ehre und Freude." (Elisabeth Oehler-Heimerdinger, a.a.O. S. 6.)

Prinz Heinrich von Preußen, Brückenbauer in den Fernen Osten

Renate Jährling

Prinz Heinrich (1862-1929), der jüngere Bruder des deutschen Kaisers Wilhelm II, war dreimal in Fernost. Im Folgenden soll es vor allem um die zweite Reise gehen, deren Anlaß die Annektierung eines Küstenstreifens in der chinesischen Provinz Shandong war.[1]

Beim ersten Mal hielt sich Prinz Heinrich 1879/80 während seiner Ausbildung zum Seekadetten, zu der eine zweijährige Weltumseglung gehörte, in Fernost auf. „Da die ‚Prinz Adalbert' den Befehl hatte, ein ganzes Jahr in japanischen Gewässern zu kreuzen, fand sich reichlich Gelegenheit, Stadt und Land kennenzulernen."[2] Zweimal wurde der junge Prinz vom Tenno, dem japanischen Kaiser, in den Palast eingeladen. Auf dem Rückweg machte er vom 14. bis 24. April 1880 Station in Shanghai, wo ihm die deutsche Gemeinde und der Shanghaier Daotai (der höchste Würdenträger) je ein Bankett gaben. „Während der letzten Tage besuchte er den alten und neuen Teil Shanghais, Teehäuser und Restaurants, sowie Theater und ein Opium-Haus. *[...]* Prinz Heinrich hatte lebhaftes Interesse an chinesischer Musik, deswegen hat er in Shanghai eine große Zahl von Musikinstrumenten gekauft."[3]

Grund für seine dritte Reise war die Beisetzung des Meiji-Tenno am 13. September 1912, bei der Prinz Heinrich das Deutsche Kaiserreich vertrat. Dieses Mal reiste er mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Ostasien. Auf dem Hinweg hielt er sich am 31. August zwei Stunden in Wladiwostok auf (Behördenbesuche, Empfang bei Kunst & Albers).[4] Auf dem Rückweg muß er Tsingtau besucht haben, was ein Dokument des Bundesarchivs belegt:[5] Das Tsingtau-Lied „Tsingtau einst und jetzt" (Melodie:

[1] Wenn nicht anders angegeben, stammen die Informationen zu diesem Artikel aus: B. Navarra: China und die Chinesen (1901), S. 497-566 (StuDeO-Bibl. 3540).

[2] Quelle: Rainer Hering / Christina Schmidt: Prinz Heinrich von Preußen. Großadmiral, Kaiserbruder, Technikpionier (2013), S. 89.

[3] Liu, Wenying: Shanghai und die Deutschen. Eine historische Untersuchung über die Zeit der späten Qing-Dynastie (2011), S. 19 (StuDeO-Archiv *2237).

[4] Quelle: Wiss. Institut für Schiffahrts- und Marinegeschichte GmbH, Hamburg. Brief v. 1.12.2004.

[5] Bundesarchiv BArch N 224/25

O alte Burschenherrlichkeit) „...wurde auf dem Festkommers der Bürgerschaft in Tsingtau zu Ehren der Anwesenheit von Prinz Heinrich am 16. Oktober 1912 gesungen. Es ging später in das Brauchtum der Matrosen über."

Zum zweiten Mal in Fernost (1898-1899)

Die Besetzung Tsingtaus an der Küste von Shandong durch die deutsche Marine am 14. November 1897 war der Anlaß für die zweite Reise des Prinzen nach Ostasien, rund achtzehn Jahre nach seiner ersten. Bereits einen Monat nach der Besetzung, Mitte Dezember, wurde er mit der zur Verstärkung des ostasiatischen Kreuzergeschwaders neu aufgestellten II. Division nach Ostasien entsandt. Da die Maschinenanlage des Flaggschiffs S.M.S. „Deutschland" wiederholt Probleme machte, gab es Verzögerungen, so daß Prinz Heinrich – nach mehreren Zwischenstationen, u.a. in Singapur, Hongkong, Canton und Shanghai[6] – erst am 5. Mai 1898 in Tsingtau eintraf.

Flaggschiff S.M.S. „Deutschland"
Quelle: Conr. Fischer-Sallstein: Prinz Heinrich in Kiautschau

Der Prinz in der Deutschen Gesandtschaft Peking, Mai 1898
Quelle: Scheibert (s. Anm. 16), S. 240

Nach wenigen Tagen verließ er Tsingtau wieder, um in Peking dem Kaiser Guangxu und der Kaiserinwitwe Cixi, die ihn ausdrücklich zu sehen wünschte, seine Aufwartung zu machen. Cixi empfing Prinz Heinrich am 15. Mai 1898 im Sommerpalast „in einem Saal, der ausgeschmückt ist mit blühenden Päonien und einzigartigen chinesischen Kunstgegenständen. Sie selbst sitzt in einem schwarzgeschnitzten, breiten Sessel inmitten von schillernden Seidenkissen und flankiert von zwei Pyramiden frischer, duftender Äpfel – ihr Lieblingsparfüm."[7] An den folgenden Tagen besichtigte der Prinz die bekannten Pekinger Sehenswürdigkeiten – Himmels- und Lamatempel, Kohlenhügel, Peitang und, zu Pferd, die Große Mauer und die Ming-Gräber. Er nahm an mehreren Gesandtschaftsdinners teil und traf sich mit Prinz Tsching und dem mächtigen Gouverneur Li Hongzhang im Tsungli-Yamen (Amt für Auswärtige Angelegenheiten). Am 24. Mai wurde er zum zweiten Mal vom Kaiser empfangen, dieses Mal in der Verbotenen Stadt.

Bei diesem zweiten Aufenthalt im Fernen Osten weilte Prinz Heinrich etwa acht Mal im Pachtgebiet Kiautschou (Vertragsabschluß 6. März 1898) und dessen Hauptstadt Tsingtau. Zwischen diesen Aufenthalten durchkreuzte er das Gelbe Meer und besuchte u.a. die Hafenstädte Tientsin, Port Arthur, Chefoo und Weihaiwei. Dabei übernahm er repräsentative Aufgaben, wie etwa bei der symbolischen Umgrenzung des Pachtgebietes: „Im Jahre 1898 wurden nach eingehenden Verhandlungen mit den zuständigen chinesischen Kommissaren die Grenzsteine des Schutzgebietes aufgestellt und Proklamationen in allen Dörfern angeschlagen *[...]* Östlich von Schatsykou setzte Prinz Heinrich von Preußen am 16. Juni 1898 den ersten Grenzstein. Darunter vergraben lag in einer grünen Porzellandose eine Urkunde, in Deutsch und Chinesisch abgefaßt, und ein preußischer Taler aus dem Jahre 1866."[8] So verlieh er durch seine Anwesenheit manchen Veranstaltungen Glanz und Bedeutung.

Im August und September 1898 bereiste er die ganzen ostsibirischen Küstenplätze, nicht ohne

[6] In Shanghai hielt er sich vom 17. bis 24. April 1898 auf. Anschließend wandte sich der Prinz wieder nach Süden und stattete dem Vertragshafen Fuzhou am 28. April einen kurzen Besuch ab, wobei er Gast des Kaiserlichen Wahlkonsuls Gustav Theodor Siemssen war (Großvater des StuDeO-Vorstands Siems Siemssen). Dieser – so erinnert es die Familie – habe sich von Anfang an gegen „ein Tsingtau", also gegen ein deutsches Pachtgebiet in China ausgesprochen.

[7] Hermann Neukamp in „Das Deutsche Eck" Heft IX, Dez. 1983, S. 4f (StuDeO-Archiv *2182).

[8] Ebd., S. 8.

schriftliche Impressionen zu hinterlassen. Vom 8. bis 24. September 1898 ankerte die „Deutschland“ im russischen Wladiwostok. Am ersten Tag schrieb Prinz Heinrich ins Divisionstagebuch:[9] „Unser Vertreter *[d.h. der deutsche Handelsagent]* ist der Direktor der Firma Kunst & Albers, Herr Dattan,[10] ein Sachse von Geburt, ein sehr lebendiger, frischer und netter Mensch....“ Am Tag darauf notierte er erfreut: „Tsin(g)-tau Freihafen!“ Als er auf einem Ball am Abend des 14. September von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth (Sisi) von Österreich am 10. September 1898 in Genf erfuhr, verließ er betroffen unauffällig den Ball und übernachtete statt auf seinem Schiff im Hause Dattan. Dort trug er sich in das Gästebuch von Frau Marie Dattan ein (Bild).[11] „Als Dank für die Gastfreundschaft verlieh Kaiser Wilhelm II Adolph Dattan am 6. November 1899 den Roten Adler IV. Klasse.“[12]

Heinrich Prinz v. Preußen S.M.S. „Deutschland“ Wladiwostok 8-24. IX. 98

Am 15. September fuhr er von Wladiwostok aus mit dem Zug nach Chabarowsk und hielt fest: „Bahn stellenweise sehr schlecht gebaut. In Überschwemmungsgebieten war man mit Erhöhung des Bahndammes und Verstärkung des Oberbaus beschäftigt. Landschaftlich besonders der erste Theil sehr schön bei der Amurbucht. Später malerische Steppenlandschaft.“[13]

Über die Rückkehr des Prinzen nach Tsingtau berichtete der Eisenbahningenieur Luis Weiler[14] in seinem Brief vom 1. Oktober 1898 lediglich: „Gestern ist Prinz Heinrich mit einigen Kriegsschiffen hier eingetroffen. Er war nur kurz an Land und kehrte dann wieder an Bord der ‚Deutschland‘ zurück. Gemerkt hat kaum Einer etwas davon. Offiziere und Beamte leben hier sehr exklusiv, fast noch mehr als in der Heimat.“ Doch Weiler begegnete ihm bei der Einweihung des „Diederichs-Steins“ am 14. November, dem Jahrestag der Besitzergreifung, und berichtete am 26. November nach Hause: „Die Feier erhielt durch die Anwesenheit des Prinzen Heinrich einen gewissen Glanz.“ Die Festrede des Stellvertretenden Gouverneurs habe „einen Überblick über die Begebenheiten bei der Besitzergreifung“ vor einem Jahr gegeben. Otto von Diederichs, der mit diesem Gedenkstein geehrt wurde, war der Oberbefehlshaber der beteiligten Kriegsschiffe gewesen. Der Stein hat die Inschrift „Der hier für Kaiser warb und Reich ringsher das Land, nach ihm sei dieser Felsen Diederichsstein genannt.“

Der Diederichsstein, Tsingtau 1907
Quelle: Hinz/Lind: Tsingtau (Katalog) 1998, S. 79

In diesen Tagen startete der Prinz auch den Bau der Schantung-Eisenbahn in der Kreisstadt Kiautschou (Jiaozhou) symbolisch durch drei Spatenstiche in drei Himmelsrichtungen: „Die eine zum Meere, nach Taputur *[nahe Kiautschou an der Bucht gelegen]*, die zweite nach unserer deutschen Niederlassung in Tsingtau, die dritte nach dem Inneren der Provinz, über Kaumi und Weihsien nach Tsinanfu.“[15]

Der Prinz eilte weiter nach Shanghai. Denn am 21. November 1898 sollte in seiner Gegenwart das „Iltis-Denkmal“ am Bund feierlich enthüllt werden, zur Erinnerung an den Untergang des Kanonenboots „Iltis“ am 23. Juli 1896 an der Küste Schantungs. „Dreihundert deutsche Matrosen und Marinesoldaten umstanden das Denkmal, die vor Anker liegenden österreichischen, italienischen, russischen, englischen und amerikanischen Kriegsschiffe hatten Abordnungen entsandt, das deutsche Freiwilligenkorps war aufmarschiert und die frem-

[9] Tagebuch für den Divisionschef der II. Division des Kreuzergeschwaders. Quelle wie Anm. 4.
[10] Adolph von Dattan erhielt vom Kaiser 1904 den Titel eines Vizekonsuls.
[11] StuDeO dankt Dietrich Bernecker (Dattan-Archiv) für die freundliche Abdruckgenehmigung.
[12] Mitteilung von Dietrich Bernecker. Vgl. auch Lothar Deeg: Kunst & Albers. Die Kaufhauskönige von Wladiwostok (2012).
[13] Tagebuch wie Anm. 9.
[14] Rainer Falkenberg (Hrsg.): Luis Weiler: Briefe aus China, 1898-1901 (2016), S. 51 (StuDeO-Bibl. 3422).
[15] Ebd., Anm. 287, S. 313.

de wie einheimische Bevölkerung war in überraschender Zahl erschienen..."[16] Übrigens erfüllte Prinz Heinrich den Wunsch der Deutschen Freiwilligen Kompagnie,[17] seinen Namen führen zu dürfen. Fortan trugen die Freiwilligen die Initialen des Prinzen auf ihren Schulterklappen. Sie bezeichneten sich von nun als Deutsche Freiwilligen Kompagnie Heinrich, Prinz von Preußen.

Deutsches Freiwilligen-Korps am Iltis-Denkmal in Shanghai[18]
Quelle: Navarra, neben S. 504

Wenige Tage später reiste er über Amoy nach Hongkong, wo er seine Frau, Prinzessin Irene, erwartete, die mit ihrer Hofdame nachgefolgt war. Das Paar verbrachte nebst Gefolge zwei Monate in Hongkong mit Empfängen, Abstechern nach Canton und Macao und am Heiligen Abend besuchten sie das „Findelhaus Bethesda" der Berliner Mission. Ab Mitte Februar 1899 hielten sie sich drei Wochen in Amoy und seinem landschaftlich schönen Hinterland auf. Es folgte ein langer Besuch in Tsingtau, mit Ausflügen – auf dem Pferderücken, auch mit dem Fahrrad – in die nahe und weitere Umgebung. Am 29. März unternahmen sie mit einer großen Gesellschaft eine Dampferfahrt nach Schatsykou, wo sie mit dem Maultier und zu Fuß eine Bergspitze bestiegen, um in 1100 Meter Höhe den Grundstein zu einem Rasthaus namens „Irene Baude" zu legen. Die nächsten zehn Tage verlebten die Kaiserlichen Hoheiten in Shanghai, von wo aus sie eine Hausbootfahrt nach Hangchow und Suchow antraten. „Die Festlichkeiten, denen die Prinzessin während ihres Aufenthalts in Ostasien beizuwohnen geruhte, wurden am Abend des 20. April mit einem ‚deutschen Jahrmarkt' im Deutschen Klub Shanghai zu einem glänzenden Abschluß gebracht."[19]

Prinz Heinrich mit seiner Familie 1900
Quelle: Scheibert, S. 223

Nach vier Monaten, am 22. April 1899, trat die Prinzessin von Shanghai aus die Heimreise an, während Prinz Heinrich mit der „Deutschland" zu einer Fahrt auf dem Yangtse aufbrach. Sie führte über Nanking bis Hankow, eine Strecke von ca. 1000 km, wobei er u.a. Industrieanlagen und Bergwerke besichtigte. Am 30. April vollzog er in Hankow die feierliche Grundsteinlegung für die Uferbauten der deutschen Niederlassung am Bund.

Vom 8. bis 20. Juni 1899 stattete er dem koreanischen Kaiser in Seoul einen Staatsbesuch ab. Auf dem Programm stand der Besuch der deutschen Schule für Koreaner und einer 130 km entfernten Goldmine, die von der Hamburger Firma E. Meyer & Co.[20] betrieben wurde. Der Chef der Filiale in Chemulco, Carl Andreas Wolter, führte den Troß mit vierzig Lasttieren an.

Von Tsingtau aus steuerte er sein nächstes Ziel, das Kaiserreich Japan, an. „Als Prinz Heinrich am 29. Juni 1899 – zwanzig Jahre nach seinem ersten Besuch als Jüngling – erneut nach Japan kam, jetzt als Admiral, wurden seine beiden Schiffe, die ‚Deutschland' und die ‚Gefion', bereits von Kobe weg eine ganze Tagesreise lang vom japanischen Kreuzer ‚Akashi' begleitet. *[...]* In Yokohama durfte er im innersten Hafen ankern. Danach folgte ein Triumphzug nach Tokyo und selbstverständlich ein großes Dinner beim Tenno."[21]
Von den Ereignissen im Bahnhof Yokohama vermittelt der junge Kaufmann Gustav Selig (1876-1938) in einem Brief vom 4. Juli 1899 an seine

[16] J. Scheibert: Der Krieg in China 1900-1901 (1909), S. 241 (StuDeO-Bibl. 2755).
[17] Die Niederlassung der Ausländer in Shanghai war von Beginn an Ursache für ständige Unruhen. 1853 beschloß ein aus Engländern, Franzosen und Amerikanern bestehendes Gremium, ein Freiwilligen Korps (The Shanghai Volunteer Corps S.V.C.) zur Verteidigung der Niederlassung zu gründen. Auch einzelne Deutsche beteiligten sich daran. Alarmiert durch die Zunahme der fremdenfeindlichen Unruhen gründete die deutsche Gemeinde am 13.6.1891 die eigene Deutsche Freiwilligen Kompagnie als Teil des S.V.C. (Adolf Meller in StuDeO-Manus *2125).
[18] Das hier am Bund stehende Ehrenmal wurde im November 1918 gestürzt, aber am 22. Juni 1929 auf dem neuen deutschen Schulgrundstück wiedererrichtet.
[19] Navarra, S. 544.
[20] H. C. Eduard Meyer gründete zunächst Niederlassungen in Tientsin und Chemulco und 1881 zusammen mit seinen Brüdern in Hongkong die Firma Meyer & Co. (chinesischer Name: Mee-Yeh Yang Hong).
[21] Quelle wie 2: S. 98.

Eltern einen lebhaften Eindruck:[22] „Momentan ist hier sehr viel los, da viele Kriegsschiffe hier sind. Der Empfang des Prinzen Heinrich am Bahnhof bei seiner Abreise nach Tokyo war sehr hübsch. Wir Deutschen hatten allein Zutritt zum Perron. Ich stand unmittelbar an der Tür des Salonwagens. Das Aussehen des Prinzen war vorzüglich, durch seine Liebenswürdigkeit gewann er sich alle Herzen. Ein zwölfjähriges Mädchen, Erna Grösser,[23] überreichte mit wenigen Worten ein Bouquet, und die übrige deutsche Jugend streute Blumen bis zum Salonwagen, kroch aber dabei so vor und zwischen den Füßen des Prinzen herum, daß er kaum gehen konnte und herzlich lachte. All die japanischen Würdenträger entfalteten einen unheimlichen Pomp *[...]*. Am Freitag, den 7. [Juli], gibt die deutsche Colonie im Bluffgarden dem Prinzen ein Fest, zu dem von einigen Nationen bevorzugte Personen und Familien mit viel Damen eingeladen werden." Die Aufnahme des Prinzen in Japan hätte nicht „aufrichtiger und herzlicher" sein können. Er schloß eine private Rundreise teils inkognito durch Japan an, bestaunte die Sehenswürdigkeiten in Nikko, Kioto, Nara und Katsura incl. der Stromschnellen bis Arashiyama, wobei er oftmals die Bahn benutzen konnte, deren Ausbau in Japan schon wesentlich weiter fortgeschritten war als in China.

Am 23. Juli 1899 fuhren die beiden Schiffe von Nagasaki zurück nach Kiautschou, wo Prinz Heinrich ein letztes Mal verweilte, dieses Mal vier Wochen. Ihm zu Ehren wurden eine Straße in Tsingtau, das am Bund gelegene Hotel (das heute noch besteht) und eine Berggruppe im Laoshan nach ihm benannt.

Auf seiner Heimreise stieg er vom 19. Oktober bis 2. November in Shanghai ab[24] (wie immer im Kaiserlichen Generalkonsulat) und hielt sich anschließend über einen Monat in Hongkong auf. Vom 17. bis 24. November unternahm er als Gast des Gouverneurs von Hongkong eine abenteuerliche Tour von Canton aus auf dem Westfluß bis Wuchou. „Ich glaube, unser Prinz Heinrich, ein großer Englandfreund, war gerade zu Besuch da", so Fritz Weiss am 9. Dezember 1899.[25] „Nach einem abschließenden Staatsbesuch in Siam, dem heutigen Thailand, übergab Prinz Heinrich am 4. Januar 1900 den Befehl über das Kreuzergeschwader an seinen Nachfolger, Vizeadmiral Felix Bendemann, und kehrte mit einem Passagierdampfer nach Deutschland zurück."[26]

Gastmahl zu Ehren des Prinzen Heinrich (3. v. links) beim Generalgouverneur Tschang Tschi Tung in Wutschang (bei Hankow), April 1899. In ihren Trinksprüchen betonten beide Herren, wie sehr ihnen daran gelegen sei, die Beziehungen zwischen Deutschland und China zu pflegen und zu fördern.
Quelle: Navarra, neben S. 536 und S. 549

Prinz Heinrich von Preußen – ein Brückenbauer in den Fernen Osten. Nach seiner Rückkehr war er an der Gründung des Ostasiatischen Vereins (OAV) in Hamburg im Jahre 1900 beteiligt und im Frühjahr 1901 erster Festredner beim Ostasiatischen Liebesmahl.[27] „Es ist bezeichnend, daß Prinz Heinrich einer ideologiefreien, heute noch existierenden bedeutsamen Institution, die den ostasiatischen Handel fördert, seine Stimme geliehen hat."[28]

---

[22] Briefquelle: Freya Eckhardt, Enkelin.

[23] Sehr wahrscheinlich gehörte Erna zu der Familie des ältesten deutschen Handelshauses in Japan, Firma E. Grösser (1853 in Deshima gegründet, 1912 Verkauf der letzten Firmenanteile). Siehe Friedrich Grösser: Ein Bremer Kaufmann in Japan (OAV Bremen 1995), Aufsatz und Abb. S. 108.

[24] Generalkonsul Knappe im Brief vom 23.10.1899. Quelle: Silvia Kesselhut: Geschäfte übernommen. Deutsches Konsulat, Shanghai. Impressionen aus 150 Jahren (2006), S. 32 (StuDeO-Bibl. 2538).

[25] Hartmut Walravens (Hrsg): Fritz Weiss. Als deutscher Konsul in China. Erinnerungen 1899-1911 (2017), S. 54. Vgl. Buchbesprechung S. 44. Daß Prinz Heinrich ein „Englandfreund" war, ist natürlich: Queen Victoria war seine Großmutter. Laut Navarra nahm er am 7.12.1899 Abschied von der deutschen Kolonie, reiste aber erst am 10. Dezember ab.

[26] Hering/Schmidt, S. 44.

[27] Das Ostasiatische Liebesmahl findet heute noch einmal jährlich in Hamburg statt und dient dem internationalen Erfahrungs- und Interessenaustausch zwischen den Mitgliedern des OAV.

[28] Hering/Schmidt, S. 99.

„Man ist ganz stolz, ein ‚Hunne' zu sein."
Als Deutsche in Japan in und nach dem Ersten Weltkrieg

Elsa Meyer geb. Hake

Quelle: Tagebuch aus der Zeit in Japan vom 6. Mai 1917 bis 20. November 1919. Aufzeichnungen von Elsa Meyer geb. Hake für ihre Schwiegermutter Clara Meyer, wohnhaft in Berlin (StuDeO-Archiv *1814, 44 S.). Auszüge, leicht bearbeitet. Die Unterlagen hat Beate Müller-Fessmann, die Enkelin von Elsa Meyer, zur Verfügung gestellt.

Zur Einführung: Elsa Hake (Wiesbaden 1891, gest. 1972) lernte ihren ersten Mann Carl Martin Meyer (Berlin 1881, gest. 1931) 1910 in Hongkong kennen, Heirat 1913 in Berlin. Anschließend zogen sie nach Kobe, wo er an der Deutsch-Asiatischen Bank tätig war. Kinder: Werner (geb. Mai 1914, gest. 1992) und Irmgard (geb. Juni 1916, gest. 2007), deren körperliche und charakterliche Entwicklung ein Schwerpunkt der Aufzeichnungen sind.
Elsa Meyer besuchte von Kobe aus mehrmals ihren von 1914 bis 1920 im Lager Kurume internierten Bruder Gustav Hake, einen der Tsingtaukämpfer. Ihre Mutter Antonie lebte zur gleichen Zeit mit ihrem zweiten Mann Richard Fuhrmann (Fa. Carlowitz) in Shanghai. 1922 kehrte die Familie Meyer nach einem längeren Aufenthalt bei den Fuhrmanns vorläufig nach Deutschland zurück. Sehr wahrscheinlich nutzte Martin Meyer in Shanghai die Gelegenheit, im dortigen Hauptsitz der Deutsch-Asiatischen Bank vorzusprechen.

Die folgenden Tagebuchauszüge behandeln das vom Krieg geprägte Alltagsleben in Kobe und auf dem Rokko, die Kontakte mit den Kriegsgefangenen in den Lagern Kurume, Ninoshima, Bando und Aonogahara und die Auswirkungen der Kapitulation auf die Deutschen.

Kobe 6. Mai 1917 Mein liebes Mütterchen,
da wir nun gänzlich von Euch daheim abgeschnitten sind, habe ich mir vorgenommen, eine Art Tagebuch zu schreiben. Deinen letzten Brief erhielt ich Anfang September 1916. Ich schrieb Dir im letzten Jahr mehrere Karten und Briefe bis zum Postverbot, welches am 26. Dezember in Kraft trat. Danach war nur erlaubt, „for permission" zu schreiben, das hieß, unsere Correspondence mußten wir auf der Post einreichen und falls es genehmigt wurde, wurde es weitergesandt, falls nicht, zurückgeschickt. Meine letzten Karten an Dich mit ganz persönlichem Inhalt, kein Wort vom Krieg, hatte ich nach einigen Tagen wieder im Haus.
Unsere Gedanken sind natürlich immer daheim. Was wird alles geleistet! Wir haben selbst nichts auszustehen. Wir Deutsche leben hier sehr ruhig. Die Japaner behandeln uns nach wie vor äußerst anständig und das kann man gar nicht genug betonen! Die Bank ist seit dem 26. September 1916 geschlossen. Die Angestellten erhalten ihr Gehalt, gehen auch zur Bank und ordnen Sachen, dürfen aber sonst nichts arbeiten. Alle Angestellten sind nach China gegangen, außer Herr Lenz[1] und Martin *[ihr Mann]* ist kein Europäer mehr in der Bank. Martin geht auch nur morgens herunter. Er findet diese Nichtstuerei natürlich schrecklich, weil er immer denkt, wie nötig seine Kraft in der Heimat wäre.

Elsa Meyer (1891-1972)

Der Winter ist mit Arbeit für Kinder und Kriegsgefangenenhilfe recht rasch herumgegangen. Zu Ostern waren wir in Kurume und haben Gustav besucht, er selbst wird Dir wohl darüber geschrieben haben und auch Bilder gesandt.

Kobe 19. Mai 1917 Nun noch einiges über die Kurume-Tage: Karfreitag früh fuhren wir von hier ab und waren abends in Shimonoseki, wo wir die Nacht blieben. Den nächsten Morgen setzten wir über nach Moji und fuhren nun auf die Kyushu-Insel. Um 1 Uhr waren wir in Kurume. Ich freute mich maßlos auf das Wiedersehen. Von Kurume mußten wir zwanzig Minuten mit der Dampfbahn fahren nach einem kleinen Ort, der Kokubu heißt.

[1] Deutsch-Asiatische Bank, Kobe: E. Lenz (Manager), C. M. Meyer (Accountant, signs per pro.), Dr. Hans Neugebauer, Hans Czapski, H. Arab, G. Mori, H. Murakami, T. Yegawa, T. Takahashi, B. Nakaya, Cheng Chee Gan (Compradore). Quelle: Kobe Directory 1914-1915, StuDeO-Archiv *2054. – Erich Lenz ist der Großvater mütterlicherseits von Freya Eckhardt, StuDeO-Vorstandsmitglied.

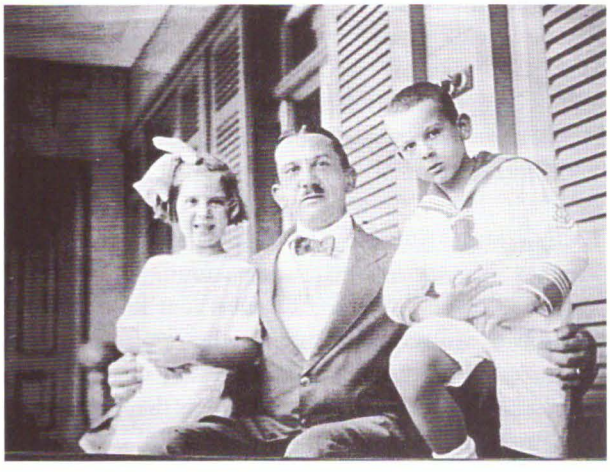
Dort ist das Lager der Gefangenen. Im Dorf liegt eine kleine Kolonie, wo sieben deutsche Offiziersfrauen mit ihren Kindern sich niedergelassen haben. Sie haben die Erlaubnis, ihre Männer einmal in der Woche zu besuchen für eine halbe Stunde. Seitdem der schreckliche Mord an Frau von Saldern passiert ist, schlafen die Damen in drei japanischen Häuschen zusammen und werden von der Polizei geschützt. Der Meuchelmord passierte in Fukuoka, eine Stunde entfernt von Kurume, wo auch ein Lager ist. Ihr Mann nahm sich darauf das Leben.[2] – Ostermontag um 10 Uhr hatte ich Erlaubnis, Gustav eineinhalb Stunden zu besuchen. Er war selig. Der Dolmetscher war dabei, wir durften aber über alles reden, selbst über Tsingtau, sie waren sehr nett.

Kobe, 2. Juni 1917 Nun ist Pfingsten auch vorbei. Wir haben große Pfingstkuchen und frisches Gemüse ins Lager geschickt. – Den Deutschen Club hat man nun gestern halb geschlossen, das heißt, Getränke und Essen dürfen nicht mehr verabfolgt werden. Lesezimmer und Bibliothek stehen noch zur Verfügung.

Rokkosan, 30. Juni 1917 Am 28. Juni ist die ganze Familie auf den Rokko gezogen *[in ein gemietetes Ferienhaus]*, bestehend aus Papa, Mama, zwei Kindern, einem Fräulein, einem Hund, drei Kangos (Tragestühle), Gepäck, es war eine ganze Karawane. Wir brauchten fast drei Stunden herauf: Von Kobe bis Shinsaiki mit der elektrischen Schnellbahn und von dort noch zwei Stunden im Tragestuhl. Werner war bei mir im Kango und redete mich fusselig, fand alles hochinteressant, Baby [Irmgard] war bei Frl. Clara. – Die Kinder sind den ganzen Tag im Freien. Mit unserem Haus sind wir sehr zufrieden. Wir wohnen allerdings als einzige Deutsche auf dem Ostteil, auf dem die herrlichen Golflinks *[Golfplätze]* liegen, auf dem ja alle Engländer spielen. Du mußt Dir ein riesiges Plateau vorstellen, der westliche Teil ist bewaldet, dort wohnen fast alle Deutschen. Im Ganzen sind 50-60 Häuser hier oben, alles Bungalows.

An Dienstboten haben wir eine Amah und eine Köchin. Außerdem einen Coolie, der nachts um vier Uhr nach Kobe geht und um 11 Uhr wieder zurückkommt, der bringt das Essen *[Lebensmittel]* etc. herauf. Alles ist ziemlich umständlich, aber die

Elsa Meyer (rechts) mit Gräfin Praschma, eine der Kurume-Offiziersfrauen, Rokkosan 1917



Martin Meyer mit Irmgard und Werner, Kobe 1919

Dienstboten sind schon alle oben gewesen und kennen es. Kohlen gibt es hier nicht, alles wird mit Charcoal (Holzkohle) geheizt. Das Geusenhaus *[etwa: Wandervogelhaus]* ist sehr gut möbliert und deshalb brauchten wir nicht viel mitzunehmen. Martin geht nun ein- oder zweimal die Woche runter. Hier wird nun alles teurer. Die Japaner ziehen uns den Strick immer enger. Jeden Monat kommen sie mit neuen Bestimmungen heraus an Verboten. Der Japaner selbst ist der gleiche, aber die Regierung wird von den feindlichen Mächten eben gezwungen.
Für heute ist genug geplaudert, hier gibt es nämlich kein elektrisches Licht, sondern Petroleum. Wie es Euch wohl allen geht?

Rokkosan, 21. August 1917 Wir hatten letztens Kobe-Leute zu Besuch und im September erwarte ich die Kurume-Offiziersfrauen. – Letzthin habe ich wieder sehr viel eingemacht für Gustav. Gemüse,

[2] Kapitänleutnant Siegfried von Saldern (geb. in Dessau 1881) war Chef der 4. Kompanie der Matrosen-Artillerie Kiautschau (MAK). Irma von Saldern (geb. 1887) war ihrem Mann nachgereist, getreu ihres Trauspruchs: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch." (Ruth 1,16) Nachdem sie am 25. Februar 1917 – im Beisein ihres jüngeren sechs Jahre alten Sohnes – von einem japanischen Einbrecher getötet worden war, erschoß sich ihr Mann am 1. März, wohl aus demselben Treueversprechen. Quelle: Jobst von Saldern, Enkel, vgl. Vermischtes S. 47.

Früchte und Milch haben wir hier oben billig und herrlich. Manchmal denke ich, könnte ich doch ein Kind aus Deutschland für den Sommer hier oben haben.

Kobe, 6. Oktober 1917 Am Sonntag sind wir nun trotz Taifunregens vom Rokko heruntergekommen, reichlich naß, aber frohen Mutes. Die Kinder sind ganz trocken im Kango geblieben, wir Großen gingen zu Fuß. – Von Gustav hören wir oft, doch klagt er auch, daß er keine Nachricht mehr von zu Hause bekommt. – Es ist immer viel zu tun, nur gut, dann geht die Zeit rasch herum und bringt uns den ersehnten Frieden näher. Alles rechnet mit starkem Optimismus auf Weihnachten.

Kobe, 10. November 1917 Anfang November sind wir nach Kurume gereist. Wir hatten Werner als Überraschung mitgenommen. Schade, daß man Gustav nicht öfters besuchen kann, aber die Reise ist zu weit und zu teuer. Gustav freute sich diebisch auf unseren Jungen, der sehr zutraulich war. Wir haben Gustav zweimal sehen dürfen. Gustav gab uns Deinen Brief und auch zwei von Mutter [Fuhrmann]. Der Dolmetscher erlaubte uns, sie einzustecken.

Kobe, 31. Dezember 1917 Die ganze Zeit vor Weihnachten ging für Vorbereitungen hin, erst kamen die Gefangenen, für die gearbeitet wurde, Strümpfe, Fußsäcke etc. Und dann die Backerei, tagelang kam ich nicht aus der Küche. Es waren dieses Jahr 34 Pakete. Dann kamen die Nähereien, die Puppe für Irmgard anziehen, ein Puppenbett beziehen (was in Kurume angefertigt ist) etc. Dann die Kobe-Geschenke. Den Lenzens Kindern[3] hatte ich ein großes Hänsel- und Gretel-Häuschen gemacht, ein Meter im Quadrat. Es ist ganz reizend geworden und machte mir selbst so viel Vergnügen, alles aus selbstgebackenen braunen Kuchen. Im Haus elektrische Batterie mit roter Birne. Die Figuren habe ich in Kurume machen lassen.
Als am 18. Dezember meine Pakete fort waren, war mir eine Last vom Herzen. Man hofft von einem Weihnachten zum anderen, daß es nicht mehr nötig ist, denn der Gedanke an ein anderes langes Jahr Krieg ist furchtbar.
Die Kinder waren wonnig Heiligabend, sie sind sehr verwöhnt worden. Werner erhielt einen entzückenden Kaufladen aus Kurume von Onkel Gustav, Irmgard ein Dorf. Von einem Soldaten erhielt Werner einen Schlepper und von einem Bekannten einen Rollwagen, alles Sachen im Lager gemacht, ganz reizend.

[3] Rose und Günther Lenz (geb. 1913 bzw. 1917).

Kobe, 14. April 1918
Waren in Bando im Lager,[4] um alle unsere China-Bekannten zu besuchen. Fuhren am Montagmittag um ½1 Uhr hier ab, per Dampfer, und waren abends um 8 Uhr in Tokushima, wo wir Quartier im japanischen Teehaus machten. Werner hatten wir mit. Er fand das Teehaus sehr interessant, besonders da man auf dem Boden schlafen mußte. Den nächsten Tag brachen wir um 11 Uhr auf in Rikshas und hatten zwei Stunden zu fahren. Bando liegt sehr gesund am Abhang der Berge, viermal so groß wie das Kurume-Lager, und riesige Sportplätze liegen außerhalb des Lagers, vier Tennisplätze, zwei Hockeyplätze, ein Fußballplatz und ein Korbballplatz. Dann liegen außerhalb riesige Gemüseanlagen, Viehzucht und Hühnerzucht, alles sehr schön angelegt, gar kein Vergleich mit Kurume. Sie haben eigene Viehzucht, Bäckerei und Schlachterei. Das ganze Lager gleicht einer kleinen Stadt. Es ist aber auch ein Musterlager in Japan, von deutschen Gefangenen gebaut, und die Japaner protzen gerne damit. – Die Lager sollen alle den [völkerrechtlichen] Anforderungen entsprechen, bis auf Kurume und Ninoshima.
Nach einer sehr schönen Fahrt, wobei wir vier große Flüsse kreuzten, kamen wir um ein Uhr in Bando an. Wir hatten zwei Stunden Erlaubnis und durften uns noch eine halbe Stunde den Sportplätzen widmen. Wir trafen alle unsere Bekannten wohl und vergnügt an, keiner hatte Beschwerden auf dem Herzen. Der wachhabende Offizier war ein Hauptmann Takagi, ein äußerst sympathischer und sehr entgegenkommender Japaner. Wir wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet, Windbeutel und Leipziger Lerchen[5] etc.!!

Kobe, 14. Mai 1918 Nun sind wir schon wieder dem Frieden einen Monat näher, wann wird er aber nun wirklich eintreffen? Am 1. Mai fuhr ich mit dem Nachtzug nach Kurume, dieses Mal allein, weiter reichten unsere Finanzen nicht. Gustav sah gut aus, war aber seelisch recht niedergedrückt. Kurume scheint aber auch das schlechteste Lager zu sein, von daher kommen die meisten Klagen.[6]

[4] Am 1. April 1917 auf der Insel Shikoku eröffnetes neues Lager, in das besonders schlecht untergebrachte deutsche Kriegsgefangene verlegt wurden, vgl. StuDeO-INFO Juni 2017, S. 9-13.

[5] Die süße Backware in Form einer Lerche wurde erfunden, nachdem der sächsische König die Lerchenjagd 1867 verboten hatte.

[6] Vgl. Kapitel „Die Kriegsgefangenenlager Kurume und Bando im Vergleich", in: Museum Lüneburg (2017): Begegnungen hinter Stacheldraht, Ausstellungskatalog S. 119f. Bestelldaten in diesem Heft S. 47.

In Hiroshima traf ich mich mit Martin und Werner, die aus Kobe dazu kamen, um das Lager Ninoshima noch zu besuchen. Am nächsten Morgen früh um 8 Uhr fuhren wir mit dem Militärlager-Dampfer auf die Insel, wo das Lager liegt. Wir besuchten [Fritz] Rittmüller und [Paul] Offermann von der Bank. Sie haben es seit zwei Monaten bedeutend besser. Ninoshima hat eigene Schlachterei und Bäckerei, dann vier Tennisplätze, Kinomatograph, Billard und Kegelbahn, letztere hauptsächlich aus Privatmitteln gebaut. Es ist ein reiches Lager, da viele Zivilgefangene drin sind, die weniger Bemittelte für ihre Arbeit bezahlen.

Kobe, 26. Mai 1918 Im Herbst müssen wir sehr wahrscheinlich umziehen. Unser Hauswirt, ein Engländer, hat uns bis jetzt wohnen lassen, trotz Drängen seiner Landsleute, uns herauszusetzen. Nun hat sich aber die hohe Obrigkeit in Gestalt des britischen Generalkonsuls um unser Haus beworben und da kann er natürlich nicht „nein" sagen. – Es ist einem jetzt alles so egal, wenn nur zu Hause durchgehalten wird und alle gesund bleiben.
Unser Rokko-Haus, was wir für September mieten wollten, ist nun auch ins Wasser gefallen, da der „Neutrale" von den Engländern gezwungen ist, nicht an Deutsche sein Haus zu geben.

Kobe, 25. Juli 1918 Der Sommer ist bis jetzt erträglich gewesen. Immer etwas Wind, der abkühlte, dafür aber ein Staub und Fabriksott *[wohl gemeint Verunreinigungen durch Rauchrückstände]*.
Politisch ist hier alles so durcheinander, daß man sich überhaupt kein Bild machen kann. Die Zeitungen schmeißen furchtbar mit Dreck nach uns lokalen Deutschen, nennen uns „perfect swines" *[totale Schweine]*, dann „beast of barbarism" *[barbarische Bestien]*. Man ist ganz stolz, ein „Hunne" zu sein.[7]

Kobe, 25. August 1918 Ich sandte Dir zwei Fotos von den Kindern über Schweden. Unser Fräulein haben wir leider entlassen müssen, weil es sich mit unseren Finanzen nicht vertrug. Wir sind ganz auf das Gehalt angewiesen, und das gibt es nur noch unregelmäßig, und davon können wir kaum lang krebsen, bei den teuren Preisen. Ich glaube aber, daß ich jetzt wieder kräftig genug bin, und es schaffen kann. Letzthin waren hier riesige Brände, der Reis-Teuerung wegen steckte das Volk die Läden in Brand.

[7] „Hunne" war damals ein Schimpfwort der Briten für die Deutschen, zurückgehend auf eine freie Rede von Kaiser Wilhelm II, mit der er am 27. Juli 1900 in Bremerhaven die zur Bekämpfung des Boxeraufstandes abreisende Truppe verabschiedete (die sog. Hunnenrede).

Kobe, 25. September 1918 Das neue Haus kommt nicht weiter mit seinem Umbau, nebenbei fehlt uns immer noch die Erlaubnis von Tokyo umzuziehen. Seit drei Wochen habe ich den Kinderschneider im Haus, mit der Wintergarderobe. Die Kriegsnachrichten lauten ja sehr triste. Der Handel hier draußen ist ruiniert, dafür hat der Krieg zu lange gedauert. Die anderen haben das deutsche Geschäft an sich gezogen und auch jetzt Wurzeln gefaßt. Das wird der Deutsche nie wieder kriegen, bis auf einige Spezialitäten, wie z.B. Farben.
Wir werden wohl auch unser Bündel schnüren und dann heimkommen, hier draußen hält uns nichts mehr, von allen ausgestoßen und verworfen und beschmutzt.

Kobe, 20. November 1918 Unser geliebtes Mütterchen, und das ist nun das Ende!!! *[gemeint ist der verlorene Krieg. Waffenstillstand mit Frankreich am 11. November.]* Wir waren die letzte Zeit so furchtbar traurig, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte, Dir zu schreiben. Erst mußte das überwunden sein. Ob es so ernst ist, wie wir es hier lesen, können wir nicht beurteilen. Es ging ja alles Schlag auf Schlag. Oh Deutschland, oh Deutschland, das Ende hast Du nicht verdient! Der eine Gedanke hält uns aufrecht, und das ist, daß die Waffen ruhen und das Blutvergießen ein Ende hat.
Für uns hier draußen waren die Tage furchtbar inmitten der feiernden Feinde. Die Japaner verhielten sich ganz ruhig, aber die anderen – man wurde von Fahnen erdrückt und Deutschen wurden Sachen nachgerufen. Da heißt es für uns, den Kopf hoch und nicht zeigen, daß es uns nahe geht. Durch unsere Schuld ist das Ende nicht gekommen. Wir werden unsere Heimat kaum wiedererkennen. Wir sind immer mit Euch daheim. Wenn doch erst der Friede unterzeichnet wird, man muß jetzt alles geduldig auf sich nehmen. In den Lagern sind sie nicht so gedrückt, wie wir annahmen, bei denen spricht nun immer mit, daß für die Armen endlich ein Ende abzusehen ist.
Wir fühlen uns sehr wohl in der neuen Behausung. Es gab viel Arbeit für mich. Nächste Woche haben wir einen Basar zum Besten der kranken Soldaten.
Hoffentlich bleibt es in Deutschland ruhig, hier will man es zu einer rußlandgleichen Revolution stempeln.[8] Es wird ja nun eine ganz andere Regierung geben, vielleicht zum Besten des Mittelstands. Neulich sahen wir einen Propaganda-Film aus Ame-

[8] Gemeint ist wohl die sogenannte Novemberrevolution 1918 im Vergleich mit der Oktoberrevolution in Rußland 1917. Erstere führte zur Ausrufung der Republik am 9. November 1918 in Berlin und zur Flucht Kaiser Wilhelm II am 10. November nach Holland. Im August 1919 wurde dann die Weimarer Republik gegründet.

rika, „The Kaiser". Da haben wir noch höhnisch gelacht, als Wilhelm abgeführt wird zum Schluß, und nun nach sechs Wochen ist es wirklich so.

Kobe, 8. Dezember 1918 Soeben schrieb ich Dir eine kurze Zeile über den Schwedischen Hilfsverein. Wie groß unsere Freude war, als wir ausgerechnet an Deinem Geburtstag *[Ende November]* Deinen Brief vom 8. September erhielten, kann ich Dir gar nicht sagen. Es war der erste nach zwei Jahren! – Bin gestern von Bando zurückgekommen. Gustav sah wohl und gesund aus, alle freuen sich auf die baldige Freiheit.[9] Es war gerade eine große Ausstellung im Lager und ich wurde mit verschiedenen Geschenken beglückt.

Kobe, 2. Januar 1919 Vor Weihnachten hatte ich alle Hände voll zu tun. Erst kamen die Backereien, dann die Gefangenen-Pakete und am 21. Dezember Martins Essen für sieben Personen *[für seine Kollegen]*, was ich alles gekocht habe, von Suppe bis Kaffee, dann erst dachte ich an uns.
Am 25. Dezember waren wir morgens bei Kropps[10] mit den Kindern und nachmittags dieselben bei uns. Am 26. Dezember gab ich eine kleine Gesellschaft für die Junggesellen, die bei uns verkehren, auch Herr Mosch, der sehr vergnügt war. Silvester sind wir nach dem Abendessen zu Kropps rüber. Wir sprachen viel von der Heimat, und wohl noch nie sind uns Deutschen in der Ferne solch traurige Gedanken aufgegangen. Wir raten hin und her und können keinen Schlüssel zu dem Rätsel finden. Gebe Gott, daß nicht das Schlimmste eintrifft. Wir Deutschen sind nun nichts mehr im Osten, alles sieht auf uns herab. Die Japaner haben uns bis zum letzten Tag bewundert und nun sagen sie auch, „für was?".

Kobe, 28. Januar 1919 Wenn Deutschland nun so klein gemacht wird, wie es jetzt den Anschein hat, dann adieu Auslandsdeutsche! Deutschland ohne Kolonien, ohne Flotte und zu einem kleinen Reich verkleinert, und alles uneinig. „Es war einmal" ein einig großes Deutschland!! Hier heißt es nur noch: „The five great powers, England, America, France, Italy and Japan!" … und Deutschland? … ausgeschaltet, macht nicht mehr mit. Können wir so was vergessen? Nie, nie, wir werden unseren Kindern und Enkelkindern erzählen von der Schmach. Das Wort Gerechtigkeit gibt es ja nicht mehr. Arbeiten und Sorgen wird das Los der Deutschen sein.

[9] Gustav war von Kurume in das Lager Bando verlegt worden. Bis zu ihrer Freilassung mußten sich die Gefangenen allerdings noch über ein Jahr gedulden.
[10] Hertha und Martin Kropp.

Dreiviertel der Japaner bedauern unsere Lage jetzt sehr. Man sagt hier, was nützen die Aufrüstung und die Erfindungen, wenn man ausgehungert wird. Hoffentlich einigt man sich zu Hause, es sieht ja so aus.

Kobe, 14. März 1919 Die ersten Chinadeutschen sind schon unterwegs.[11] Vielleicht folgen wir auch noch eines Tages.

Kobe, 10. April 1919 Wir waren letzten Freitag in Aonogahara, ein deutsches Kriegsgefangenenlager, hier ganz in der Nähe. Wir besuchten zwei Freunde von Gustav, Oberinspektor [Hermann] Bahr und Herrn [Arnold] Unland. Wir hatten eine dreiviertel Stunde Besuchserlaubnis, es war recht streng dort. Nachher erhielten wir die Erlaubnis, das Konzert zu hören: „Wiener Walzer", „Freischütz", „Raimund-Ouvertüre" und „Marsch". Es war für uns ein besonderer Genuß. Die Leute freuten sich alle schrecklich.
Wir warten sehnlichst auf den gezeichneten Frieden, hoffentlich wird er nicht so schlimm, wie wir denken.[12]

Kobe, 19. Juni 1919 Wir sind am 26. April auf den Rokko gegangen und kamen am 28. Mai wieder zurück. Der Monat hat uns allen recht gut getan. – Wir müssen uns ja so furchtbar einschränken. Wir sind auf unser Gehalt angewiesen, früherer Bonus fällt ja auch weg, und nun, wo alles dreimal so teuer ist, kannst Du Dir wohl denken, wie wir langkrebsen. Man will ja gerne einfach leben, wenn man nur gesund bleibt.
Meine Mutter *[Antonie Fuhrmann]* schreibt noch immer vom sofortigen Ausreisen, sobald Möglichkeit vorhanden. Gustav will auch versuchen, draußen zu bleiben,[13] keinen zieht es in die traurige Heimat zurück und hier draußen ist man verstoßen.

Kobe, 15. Juli 1919 Wir alle haben nun genaue Formulare ausfüllen und angeben müssen, was unser Besitz ist, an Geld, Häusern, Grundstücken etc. Drei [japanische] Beamte erschienen unter großen Entschuldigungen und nahmen Protokoll auf. Man

[11] Zwangsrepatriierung der Chinadeutschen durch die Briten ab Anfang März 1919, vgl. StuDeO-INFO September 2009, S. 3-8. Die Japandeutschen wurden nach dem Ersten Weltkrieg nicht zwangsrepatriiert.
[12] Der Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 wurde letztendlich von den Siegermächten diktiert. Ratifizierung erst am 20. Januar 1920.
[13] Gustav Hake baute später eine Existenz in Niederländisch-Indien auf, vgl. Claire Hake: Mein geteiltes Herz. Eine große Liebe zwischen Sumatra, Shanghai und Deutschland (2010), StuDeO-Bibliothek 1305.

zählte unsere Möbel, Schmuck etc., auch Kleidung wünschte man zu wissen, nur zählen wollte man letzteres nicht, man verließ sich auf ungefähre Angaben. Heute steht allerdings in japanischen Zeitungen, daß man persönliche Sachen nicht angreifen würde. Uns trifft es ja nicht so sehr hart, da wir außer Möbel nichts draußen haben, aber man fühlt doch mit den anderen, die evtl. alles verlieren. Martin hatte durch dieses Gesetz viel Arbeit, da er alles für die Bank ausarbeiten mußte.

Kobe, 10. August 1919 Dieses Heft (Seite 97 von 106 Seiten) scheint doch noch voll zu werden, ehe es die Heimreise antreten kann. Seit Wochen warten wir auf die Ratifizierung des Friedens, für uns sind noch keine Erleichterungen eingetreten, nicht mal Aufhebung des Postverbots. Ich war vom 22. Juli bis 1. August in Tokushima und besuchte dort Frau Kapitänleutenant Kopp, war von da aus zweimal in Bando. Den Gefangenen wird die Zeit jetzt entsetzlich lang. – Ich arbeite sehr viel im Haus, weil wir die Amah entlassen mußten. Wir können solche Gehälter nicht zahlen. Martin wartet und hofft, endlich Arbeit im Office zu kriegen. Verbindung mit der Zentrale in Shanghai hat er noch keine.

Gustav Hake beim Abschied von Kobe mit Irmgard und Werner, 12. Februar 1920

Kobe, 19. September 1919 Heute habe ich das erste Mal direkt an Dich in Deutsch geschrieben, es wird uns gegen Zensur abgenommen. Nun werde ich regelmäßig an Dich schreiben und so auch dieses Büchlein schließen, was seinen Zweck erfüllt hat. Es soll Dir ja so manche Einzelheiten berichten, die während der Kriegsjahre nicht zu schreiben waren.

Kobe, 15. Oktober 1919 Die Ketten, die uns angelegt werden, sind immer schwerer zu ertragen. Noch immer Zensur und kein Aufheben des Verbots, mit dem Feind zu handeln.
Den Kindern geht es fein, Werner geht mit großer Begeisterung in den Kindergarten und Irma ist recht gewachsen und ein solch liebes Mädel. Mir geht es augenblicklich recht gut, nur arg blutarm bin ich, sobald es kalt wird, sterben mir die Fingerspitzen ab. Wenn die Banksachen abgewickelt sind, werden wir wohl auch die Heimreise antreten müssen, was wohl spätestens in zwei Jahren der Fall sein wird.

Kobe, 20. November 1919 Nun soll das Büchlein seinen Weg nach Hause finden mit einigen Nahrungsmitteln für Euch. Es sind nur wenige Gaben, mögen Euch aber doch nützen. Wenn wir Gelegenheit haben, senden wir wieder.
Sei umarmt und geküßt von Deinen Dich von Herzen liebenden Kindern und Enkelkindern.

Aufbau der Plantage Wonowiri und das Leben dort. Die Familie Bühler von 1912 bis 1947 in Ost-Java

Günter Bühler

Quelle: Günther Bühler: Java-Bühler. Ein Beitrag zur Familiengeschichte (2012), 222 S., (StuDeO-Archiv *2136), Auszüge S. 1-69.

Zur Einführung: Günter Bühler berichtet in diesem Dokument umfassend und mit zahlreichen Fotos illustriert vom Leben seiner Familie auf Java in Niederländisch-Indien bis zu ihrer kriegsbedingten Rückkehr nach Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Im nachfolgenden Bericht wird insbesondere der Zeitabschnitt auf der Plantage Wonowiri, stark gekürzt und leicht bearbeitet, wiedergegeben, angefangen von den ersten Baumaßnahmen im Jahre 1925, über die Familiengründung 1930 bis zur Vertreibung von der Plantage im Sommer 1940.

Die Geschichte der „Java-Bühler" beginnt 1912 mit der Auswanderung meines 1889 in Stuttgart geborenen Vaters Eugen Bühler. Nach einer Ausbildung zum Technischen Kaufmann und der Absolvierung des einjährigen Militärdienstes beschloß er, sich auf Java in Niederländisch-Indien niederzulassen. Die deutsche Firma, bei der er zunächst

Dienst tat, mußte bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs schließen. Daraufhin beschloß er, den Pflanzerberuf zu erlernen, und zwar von der Pike auf. Die Möglichkeit dazu bot ihm die Firma „Nederlandse Handel-Maatschappij tot Exploitatie der Vereenigde Mayanglanden (NHM)", die einer großen Holding angehörte, die allein auf Java über zwei Dutzend Plantagen besaß. Mein Vater volontierte auf vielen Plantagen in Ost-Java. Nach einigen Assistentenstellen wurde er zuerst mit Krankheits- und Urlaubsvertretungen beauftragt, dann mit der Aufgabe, Ländereien auf Sumatra und Java für die Gründung neuer Plantagen zu begutachten.
Seiner späteren Frau, Martha Lippoth (geb. 1897 in Stuttgart), einer staatlich anerkannten Krankenschwester, begegnete er 1922 auf seinem ersten Heimaturlaub im Hause seiner Eltern, wo sie als Näherin tätig war. Da die Wirtschaft nach dem Ersten Weltkrieg zusammengebrochen war, konnte sie nicht in ihrem geliebten Schwesternberuf arbeiten. Die beiden entdeckten viele gemeinsame Interessen, wie die Teilnahme an Sing- und Wandergruppen, und verlobten sich. Sie war bereit auszuwandern, um mit ihrem Verlobten eine Familie zu gründen. In den folgenden Jahren, in denen sie sich nicht sehen konnten, schickte er immer wieder Fotos aus Java, die sie liebevoll in ein Album klebte. Damit hatte sie zumindest eine grobe Vorstellung von dem, was sie im fernen Niederländisch-Indien erwartete. Im Oktober 1930 heirateten sie in einer kleinen Kirche in Stuttgart-Rohr.

Aufbau der Plantage

1925 war mein Vater beauftragt worden, in der Ebene von Wonowiri, ca. 50 km südlich der Provinzhauptstadt Jember in Ost-Java, die „Kaffee- und Kautschuk-Plantage Wonowiri" aufzubauen. Das Gelände war jungfräuliches Urwaldland, das so gut wie nicht besiedelt und daher auch nicht durch Wege erschlossen war. Deshalb mußte mein Vater das Gelände erst auf dem nördlichen Grenzfluß Kali[1] Sanen mit einem Einbaumboot erschließen. Zuerst wurde in den Urwald, der teils aus mächtigen Urwaldbäumen, teils aus Sadeng-Palmen bestand, eine Lichtung geschlagen, um Platz für Unterkünfte zu schaffen. Einheimische Handwerker erstellten das Pondok Rimbu,[2] sein erstes Wohnhaus. Wie es landesüblich war, bestand das Baumaterial überwiegend aus Bambus-Holz: Das Skelett des Hauses wurde aus Bambus-Stangen, der Boden und die Wände aus einem Dreifachgeflecht aus Bambusrindenstreifen (ca. 5 mm Dicke, 15 mm Breite) hergestellt und das Dach

Kali Sanen – Fällen eines Ketangi-Baums – Pondok Rimbu – Weg- und Eisenbahnbau – Ziegelofen
Quelle: Ebd., Bild 23, 28, 25, 32, 31

[1] kali (indo.) = Fluß
[2] pondok (indo.) = Hütte, Rimbu (jav.) = Urwald

mit Sadeng-Blättern abgedeckt. Als Projektleiter mußte mein Vater die Rodung des Urwaldes, den Holzverkauf, die Aufzucht von Kaffee- und Gummibaumsetzlingen und die Vorbereitung von Pflanzlöchern, den Bau von Wohngebäuden für das Verwaltungspersonal und die Landarbeiter, sowie den Bau einer Fabrik zur Rohstoffverarbeitung planen und organisieren.
Eine der wichtigsten Aufgaben war, ein effektives Wegenetz zu schaffen, für den Transport von Personal, Geräten und Maschinen, vor allem für den Abtransport des geernteten Holzes (das Holz wurde überwiegend an Meiler zur Holzkohlegewinnung verkauft). Die Wege wurden anfänglich mit Pferden und später, nachdem einfache Straßen angelegt waren, auf Motorrädern zurückgelegt.

Für den Aufbau der Plantage standen ihm fünf Jahre zur Verfügung. Schon nach einem Jahr waren große Pflanzungsflächen gerodet. Die Arbeitskräfte waren Wanderarbeiter, denen im Wesentlichen nur ein Platz zugewiesen werden mußte, auf dem sie ihre Hütten errichten konnten. Während die Männer für Lohn arbeiteten, sorgte der Rest der Familie, von der Großmutter bis zum Kind, für die Ernährung durch Gemüseanbau und Kleintierhaltung. Immer stand meinem Vater ein europäischer Assistent unterschiedlicher Nationalität zur Seite, etwa ein Niederländer oder Schwede. Zu den großen Stützen des Projektleiters gehörten die Mandure,[3] indonesische Vorarbeiter, auf die man sich voll verlassen konnte.
1926 wurde mit der Anpflanzung von Kaffee- und Gummibäumen begonnen. Die Jungpflanzen wurden selbst in Gewächshäusern aus Samen gezogen. Die Hauptpflanzensorten waren bei den Kaffeebäumen „Caffea robusta“ und bei den Gummibäumen „Hevea brasiliensis“.

traditionelles Kampong-Haus – neue Dorfhäuser mit Baumtrommel (links) – Kaffeeschälmaschinen – Einweihung der Kautschuk-Abteilung Ende 1929
Quelle: Ebd., Bild 20, 38, 41, 45

Die ersten Steinhäuser wurden 1929 durch kompetente einheimische Handwerker errichtet, die die Backsteine selbst brannten. Am Ende waren es über eine Million Backsteine. Gleichzeitig wurden die Fabrikhallen für die Aufnahme der Produktionsmaschinen und des Kraftwerks, für das Trocknen des Kaffees und für die Fermentierung des Kautschuks hochgezogen, das große Wasserreservoir zementiert und der Wasserturm errichtet. Das Assistenten- und das Gästehaus baute man nach einem gängigen Konzept: An ein rechteckiges einstöckiges Wohngebäude schloß sich ein Trakt mit Diensträumen an, der mit einer Garage abschloß. Jedes Haus war mit einem eigenen Brunnen ausgestattet. Um fließendes Wasser zu garantieren, mußte neben dem Brunnen noch ein Wasserhochbehälter aufgestellt werden, in den täglich mit einer Handhebelpumpe Wasser gepumpt wurde.
Auch die Kampongs[4] wurden Zug um Zug mit einfachen einräumigen Steinhäusern ausgestattet. Ob die Dorfbewohner diese Steinhäuser ihren Hütten mit den typischen luftdurchlässigen Wänden aus Bambus-Geflechten vorgezogen haben, die doch bei dem tropischen Klima Vorteile brachten, bleibt fraglich. Zu dem Kampong gehörte ein Kentongan, eine Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstamm, mit der Nachrichten an die Dorfbevölkerung vermittelt wurden.

Produktion von Rohkaffee und Rohkautschuk

Die Kaffee-Ernte konzentrierte sich auf wenige Wochen. Die vom Erntepersonal gepflückten und auf dem Fabrikgelände gesammelten Kaffeefrüchte wurden zunächst geschält. Die Schälmaschinen bestanden hauptsächlich aus zwei gegenläufigen, profilierten Walzen, die die Kaffee-„Bohnen“ aus den Fruchtschalen quetschten. Für diesen Schälprozeß

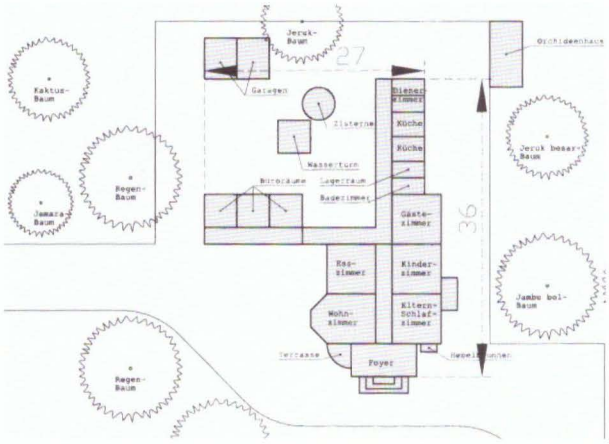
[3] pemandu (indo.) = Führer, manduran = Arbeitsgruppenleiter

[4] kampong (indo.) = Dorf der Einheimischen

wurde viel Wasser benötigt. Anschließend mußten die „Bohnen“ von den Fruchtschalen abgesondert, gewaschen und getrocknet werden.
Zur Herstellung von Kautschuk wurde der von den Latex-Sammlern täglich abgelieferte, milchige und klebrige Baumsaft in großen Schalen mit Hilfe von etwas Essigsäure zum Gerinnen gebracht. Nach kurzfristiger Entwässerung walzte man die geronnenen Gummikuchen in mehreren Walzprozessen zu etwa 1x1m großen Platten aus. Durch einen Fermentierprozeß in Fermentieröfen wurde der Kautschuk weiter verfestigt und verlor durch tagelange Behandlung in einer Räucherkammer seine Klebrigkeit. Abschließend wurden die Kautschukplatten in 1 m³ große Sperrholzkisten verpackt.
Schälmaschinen und Walzwerke hatten damals noch keine elektrischen Einzelantriebe, sondern mußten von einer zentralen Anlage mechanisch angetrieben werden. Hierfür wurden Transmissionsantriebe verwendet, deren Wellen längs der Fabrikhalle verliefen und von einem Schlieper-Dieselmotor angetrieben wurden. Der Motor trieb noch einen Stromgenerator an. Dadurch konnte die Fabrik mit elektrischem Licht beleuchtet werden.
Ende 1929 war die Kaffee- und Gummi-Fabrik der Wonowiri-Plantage betriebsbereit. Durch die Verbindung einer privaten Gleisanlage mit dem öffentlichen Schienennetz konnten die auf Güterwagen geladenen Erzeugnisse in die Welthandelsströme geliefert werden. Mir ist im Gedächtnis geblieben, daß an Wochenenden regelmäßig dreiachsige LKWs vorfuhren, um Rohkaffeesäcke oder die Kautschukkisten aufzuladen und abzufahren. Um den Warentransport zu beschleunigen, wurde das Straßennetz verbessert. Nach vier Jahren intensiver Arbeit war ein Terrain von 1.000 Hektar weitgehend erschlossen, die Anpflanzung von Kaffee- und Gummi-Bäumen beendet, eine Fabrik für die Aufarbeitung der Rohprodukte in Betrieb genommen, ja, die ersten Ernten konnten bereits „eingefahren“ werden. Damit war der Grundstein dafür gelegt, das die NHM meinen Vater zum Administrateur[5] dieser neuen Plantage ernennen konnte.

Anlage der Plantagenvilla Besaran

Was noch fehlte, war ein repräsentatives Domizil für den neuen Administrateur. Es wurde nach den Vorstellungen meines Vaters als weiträumiger, funktioneller und zukunftsorientierter Bungalow konzipiert. Neben einem opulenten Wohnbereich von ca. 15x15 Meter und einem großzügigen Trakt von Diensträumen war ein separater Trakt mit Büro- und Gästeräumen vorgesehen. Natürlich durften ein eigener Brunnen mit Wasserturm und eine Doppelgarage nicht fehlen. Die Villa, der sogenannte Besaran[6], sollte auf einem ca. 10 Hektar großen Grundstück etwa hundert Meter südwestlich der Fabrik errichtet werden. Einheimische Bäume und Blumen sollten dem weiträumigen Garten eine Wohlfühlatmosphäre verleihen. Der Grundriß der Hausanlage ist in der unteren Zeichnung dargestellt. Im Norden folgten das Assistentenhaus, die Fabrik und der Kampong, der an den Kali Sanen angrenzte. Vor dem Westzaun entstanden die Stallungen für Federvieh.



Villa Besaran Wonowiri 1930
Grundriß – Ansicht von NO – Wohnzimmer Süderker
Quelle: Ebd., Bild 48, 49, 59

Es war üblich, daß die Wohnhäuser von Europäern in großzügige Parks gestellt wurden. Bei der Anlage des Gartens kam ein wenig die künstlerische

[5] Administrateur (nied.) = leitender Plantagenverwalter

[6] besar (indo.) = groß; besaran = große Plantagenvilla

Ader meines Vaters zum Durchbruch. Zu der Kategorie der stattlichen Bäume gehörten „Regenbäume", große, ausladende Schattenspender, die im Ost- und Südgarten standen. Vor dem Haupteingang des Besaran wurden drei Cemaras *[bzw. Jemaras]* gepflanzt. Dies sind zypressenartige, hochaufgeschossene Bäume, die in Australien und der Inselwelt nördlich davon weitverbreitet sind. Ihre langen, fadenartigen, büschligen Laubblätter verbreiten ein wohlklingendes Säuseln, bereits bei einem sanften Wind – ein Geräusch, das sich fest in den Kinderohren eingeprägt hat. In einem nördlichen Garteneck fand ein Flamboyant-Baum seinen Standplatz. Sein hohes Blätterdach aus doppeltgefiederten Blättern war in den Sommermonaten von einer leuchtendroten Blütendecke überlagert. Daraus entstanden später lange, schwarze Samenhülsen. Zwischen den großen Bäumen standen Kakteenbäume und kugelige Bougainville-Gehölze.

Martha und Eugen Bühler, Stuttgart 30. Oktober 1930

Im nordwestlichen Gartenteil wurden vor allem die Obstbäume und dazwischen Gemüse gepflanzt. Neben dem Flamboyant-Baum stand ein kapitaler Jambu bol-Baum, der später bei uns Kindern eine große Beliebtheit gewann, weil wir auf seinen hängenden Ästen so schön abwärts rutschen konnten. Neben der Garage war ein Holzgestell errichtet, über das eine Passionspflanze wucherte. Die Hekken bestanden überwiegend aus Hibiskus. Dazwischen waren hohe, spindelige Kapok-Bäume gepflanzt, die wie Schiffsmasten aussahen; die Samenhaare konnten als Matratzenfüllung verwendet werden.

An Hand von Fotos kann man feststellen, wie schnell in den Tropen die Vegetation heranwächst. Innerhalb von zehn Jahren (1930/40) wurde aus einem kahlen Bauland ein tropischer Wald. Im Laufe der Jahre kamen Veränderungen dazu. So wurde eine Orchideen-Pergola errichtet und 1938 in der Südost-Ecke ein fünf Meter großer Teich mit Sitzbank angelegt, ein Ketangi-Baum spendete Schatten. Im Frühsommer war der Teich von hellvioletten Lippenblütlern übersät.

Zehn glückliche Jahre auf Wonowiri

Anfang 1930 war die Wonowiri-Plantage planmäßig fertiggestellt. In einer kleinen Feier wurde mein Vater vom Superintendenten der NMH, Meneer Pet, als Administrateur „inthronisiert". Dies war der Zeitpunkt, acht Jahre nach seinem ersten Europaurlaub, ausgestattet mit einem Urlaubsgeld von 6.000,- Gulden die dreiwöchige Heimreise mit dem SMN[7]-Schiff „Jan Pieterszoon Coen" anzutreten. Jetzt konnte er endlich Martha Lippoth heiraten und ihr auf Java ein optisch stattliches und wirtschaftlich abgesichertes Zuhause anbieten. Im Frühjahr 1931 fuhr das Ehepaar Bühler von Genua aus auf demselben Schiff wieder nach Java zurück.

Nun begannen zehn glückliche Jahre auf der „Wonowiri-Plantage". Für Mutter muß es allerdings zunächst eine gewaltige Umstellung gewesen sein. Vorher hatte sie kaum die Grenzen von Württemberg verlassen. Durch die Ehe mit Eugen Bühler wurde sie aus einem europäischen Großstadtleben unmittelbar in die „Einsamkeit der Wildnis" verpflanzt und mit einer völlig unbekannten Lebensart, einem total anderen Klima, mit fremden Sprachen, mit unbekannten Leuten, Lebensgewohnheiten und zwischenmenschlichen Beziehungen konfrontiert.

In den Kolonien war es von je her üblich, daß die Europäer von den Eingeborenen versorgt und bedient wurden. Da der Lebensstandard der Eingeborenen sehr niedrig war, konnten sich Europäer mehrere Diener leisten. So wurden die unterschiedlichen Bereiche der Lebensführung Dienstpersonal anvertraut. Zu den Diensten gehörten die Zubereitung und das Servieren von Mahlzeiten, die Pflege des Hauses und des Gartens, die Ausführung von handwerklichen Tätigkeiten, die Versorgung von Haustieren usw. Dabei entwickelte sich oft ein sehr gutes Vertrauensverhältnis zwischen der Dienerschaft und den Hausherren. In den meisten Fällen waren es die Köchinnen, die Kokis,[8] die mit den Hausherrinnen ein sehr freundschaftliches Verhältnis pflegten. Die Köchinnen sorgten dafür, daß nur die besten Nahrungsmittel in die Häuser der Europäer geliefert wurden. Mit der Köchin Mina kamen dann auch andere Familienangehörige in den Haushalt. So versorgte in Wonowiri der Mann der Koki, ein Gärtner namens Wir, den Garten.

[7] SMN = Stoomvaart Maatschappij Nederland = Dampfschiffahrtsgesellschaft Niederlande

[8] koki (indo.) = Koch, Köchin

Als der erste Sohn Werner im November 1931 im Rumah Sakit[9] in der Provinzhauptstadt Jember zur Welt kam, änderten sich die Lebensgewohnheiten deutlich. Jetzt stand das gemeinsame Familienleben im Vordergrund. Zwar war Mutter als gelernte Kinderschwester auf den Umgang mit Kleinkindern vorbereitet. Doch die Umstände der Kinderpflege auf Wonowiri waren nicht mit europäischen Verhältnissen vergleichbar. Einen Hausarzt gab es nicht und die nächste Klinik in Jember war mindestens eine Autostunde entfernt. Außerdem war die

oben: Südostgarten mit Blick auf Haupteingang (1934)
unten: Schulunterricht bei Juff Wies im Bürotrakt (1939)
Quelle: Ebd., Bild 47, 105

Bedrohung durch Tropen- und Kinderkrankheiten wie Malaria, Dysenterie,[10] Diphtherie, Pocken, Masern etc. um Größenordnungen höher. Auch die hygienischen Verhältnisse waren nicht mit dem europäischen Standard zu vergleichen. Vereiterte Wunden waren an der Tagesordnung. Wenngleich alle körperlichen Lasten durch Bedienstete abgenommen wurden, so ist doch nicht zu verkennen, daß die klimatischen Bedingungen für viele Europäer eine schwere Belastung waren.

Genau ein Jahr nach Werner wurde Rolf geboren, 1934 kam ich zur Welt. Für uns Bühler-Buben bot der etwa 10.000 m^2 große Besaran-Garten einen fast unbegrenzten Freiraum. Allerdings mußten wir stets beaufsichtigt werden, weil, abgesehen von oft unerwarteten kindlichen Einfällen, im Umfeld eines Urwaldes immer mit dem Eindringen von wilden Tieren zu rechnen war. Diese Aufsicht wurde in der Regel von einem Kindermädchen wahrgenommen.

1937/1938 verbrachten wir den ersten gemeinsamen Familienurlaub bei der Verwandtschaft in Stuttgart. Nach unserer Rückkehr wurde eine Hauslehrerin eingestellt, die uns die Grundschulkenntnisse beibringen sollte. Meine Eltern konnten Juffrouw[11] Wies Butin Bik dafür gewinnen. Juff Wies war eine ledige Indoblanda[12] im Alter von etwa Mitte Zwanzig, die als niederländische Lehrerin ausgebildet war. Sie sprach nur niederländisch.

Für Mutter standen die Fürsorge für die Kinder und ihre Erziehung im Vordergrund. Doch der landesübliche Habitus sah vor, daß die „Nonja besar“[13] sich bedienen lassen mußte. Deshalb hatte Mutter genügend Zeit, sich ihren persönlichen Interessen zu widmen. Dazu gehörten: Blumen, Lesen, Handarbeiten, wie das Nähen von Kinderkleidung und Stricken, Kochen und Backen etc. Für den Plantagen-Administrateur und seine Mitarbeiter war die Durchführung des Plantagenbetriebs das Ziel und ihre Aufgabe, nicht so für die Ehefrau. Sie mußte sich mit einem ziemlich eintönigen Umfeld zufrieden geben. Es gab unter der Woche kaum Kontakte mit anderen Europäern und keine ablenkenden Unterhaltungsprogramme. Kurzum: Für einen solchen Aufenthalt waren nur Persönlichkeiten geeignet, die diese Ruhe mochten, und die sich – vor allem – selbst beschäftigen konnten.

Über sieben Jahren voneinander getrennt

Durch ihre Lebenseinstellung und ihren offenen Umgang mit anderen Menschen hatte Mutter nie ein Problem, mit den Bedingungen auf der Wonowiri-Plantage zurechtzukommen. Dies änderte sich erst, als am 10. Mai 1940, dem Tag des deutschen Angriffs auf Rotterdam, Vater wie alle deutschen Männer ab 16 Jahren interniert wurde, und Mutter begann, sich auf Wonowiri einsam und unglücklich zu fühlen. Nach wenigen Monaten aber, im Juli 1940, mußte auch sie die Plantage verlassen. Uns und zwei anderen Müttern mit Kindern (Heinemann und Manglieris bzw. Küpker) wurde im Norden von Jember ein einstöckiges Haus als Unterkunft zugeteilt.

Nach der Internierung waren die örtlichen städtischen Weeskamers *(ursprüngl. Waisenkammer,*

[9] rumah sakti (indo.) = Krankenhaus; rumah = Raum, Haus; sakit = krank

[10] Dysenterie = bakterielle Diarrhö, Ruhr

[11] Juffrouw (nied.) = Fräulein, Abkürzung Juff; Herkunft: jeugdige vrouw = jugendliche Frau

[12] indoblanda (indo.) = Mischling zwischen Europäer und Eingeborenen; blanda = weiß, weißhäutig

[13] nonja (indo.) = hochgestellte Frau; nonja besar = Hausherrin

später Amt für Vermögensverwaltung) angewiesen, von den deutschen Familien die Geldguthaben, die Kapitalanlagen, den Schmuck und die Edelmetalle in Beschlag zu nehmen. Gleichzeitig wurden Motorfahrzeuge und Radios konfisziert. Die Kommunikation mit Niederländern, der Bezug von Zeitungen und der Besuch von Schulen wurde untersagt. Die postalischen Kontakte zu den internierten Männern wurden mehr und mehr behindert und ab Februar 1942 völlig unterbunden. Von dem eigenem Guthaben wurde uns ein kleiner Betrag monatlich ausgezahlt, der nach und nach reduziert wurde, bis er nicht mehr zum Leben reichte.
Als die Japaner im März 1942 das Inselreich eroberten, bekam Mutter die Erlaubnis, wieder als Krankenschwester zu arbeiten. Im April 1943 nahm sie das deutsch-japanische Angebot an, in die neu gegründete deutsche Gemeinschaft Sarangan nach Ost-Java zu ziehen, um uns mittlerweile elf, zehn und acht Jahre alten Buben regelmäßigen deutschen Schulbesuch zu ermöglichen.
Erst im Juli 1947 traf sich die Bühler-Familie in Stuttgart wieder.

Anm: Zu den Themen „Sarangan", „Internierung der deutschen Männer von Mai 1940 bis Ende 1946" und „Untergang der Van Imhoff" siehe: die drei StuDeO-INFO-Ausgaben 2006, Dezember-Ausgaben 2010 und 2014, die 5tlg. Serie 2011/12 und INFO Juni 2017.

Man spielt Theater hier im Fernen Osten...
Der Deutsche Theater-Verein Shanghai, 2. Teil (Schluß)

Christine Maiwald

Das neue Haus[1]

Im Jahr 1927 verkaufte der englische Amateur Dramatic Club (ADC) sein Theatergebäude an der Museum Road, das 1874 erbaute Lyceum. Dort hatten bis dahin auch die meisten Vorstellungen des Deutschen Theater-Vereins (DT-V) stattgefunden. Vom Erlös des Grundstücks im teuren Geschäftsbezirk westlich des Bund konnten ein Grundstück an der Route Cardinal Mercier[2] erworben und der Neubau finanziert werden. In dem Theaterbau der Architekten Davies, Brooke & Gran sollten zukünftig auch Aufführungen großer Opern und Ballette, Orchesterkonzerte und Gastspiele aus Europa und Amerika stattfinden. Und Filmvorführungen. In seiner Eröffnungsrede am 5. Februar 1931 sagte der Vizepräsident des ADC, J. F. Brenan, der Neubau und seine Nutzung bewiesen, daß Shanghai die ernsthafteren Künste sehr wohl zu schätzen wisse – auch wenn Besucher, die die Stadt nur oberflächlich kennengelernt hätten, das Bild eines seelenlosen, gewinnsüchtigen, frivolen Ortes zeichneten.[3]

Der DT-V hatte sich „mit ein paar Tausend Dollar" finanziell am Bau des Theaters beteiligt und durfte es daher monatlich an drei Abenden nutzen, für die Hauptprobe und zwei Aufführungen oder zwei Proben und eine Aufführung.[4] Zuschauer, Darsteller und besonders der Inspizient atmeten auf, nachdem sie in den vergangenen zwei Jahren eine Irrfahrt durch die Film-Theater Shanghais hatten machen müssen.

Das Theaterhaus 2013

Mit „Die heilige Flamme", „Sturm im Wasserglas", „Rose Bernd" und „Helden" – Somerset Maugham, Bruno Frank, Gerhard Hauptmann und George Bernhard Shaw – folgte eine fulminante erste Spielzeit (1931/1932) des DT-V im neuen Lyceum *(s.a. Farbfoto S. 52)*.

Keine Aufführung des „Hauptmann von Köpenick"

In diese Zeit fiel aber auch der erste Vorbote einer neuen ideologischen Ausrichtung. Hatte bisher der Kunstausschuß des DT-V frei entschieden, welche Stücke aufzuführen seien – ebenso von künstlerisch-literarischem Ehrgeiz bewegt, wie von dem Willen, viele Zuschauer zu gewinnen – gab es im November/Dezember 1931 einen Eingriff von

[1] Berichtigung zum 1. Teil des Artikels, Juni-Ausgabe 2017, S. 4, rechte Spalte: Herr Figge wurde mit seiner Familie nicht auf der Atreus repatriiert, sondern auf der Novara. Quelle: NCDNews 12.3.1919 und The Malaya Tribune 26.4.1919 (Internet).

[2] Maoming Lu, Ecke Changle Lu

[3] Auszüge aus der Rede in: http://www.shanghaidaily.com/feature/Lyceum-Building-named-for-theater/shdaily.shtml, Stand 8.10.2016

[4] Otto Zwanck im Interview mit van Briessen. Universitätsbibliothek München, Fritz van Briessen-Nachlaß.

außen: Geplant war, Zuckmayers Tragikomödie „Der Hauptmann von Köpenick“ aufzuführen. Zuckmayer schildert den Überfall auf das Rathaus von Köpenick, den ein arbeitsloser Schuster in der Uniform eines Hauptmanns verübte; eine wahre Begebenheit aus dem Jahr 1906. Der falsche Hauptmann zog mit der Stadtkasse ab. Zuckmayer übernahm die Darstellung der Verteidigung, der Schuster habe sich lediglich einen Ausweis beschaffen wollen, ohne den niemand Arbeit und Wohnung finden konnte. Der Autor zeigt, daß die Aktion nur deshalb gelang, weil der deutsche Untertanengeist mitspielte, der nämlich der Uniform gehorcht. Die Kritik an der Rolle des Militärs in Deutschland war auch als Warnung vor den neu aufgetretenen braunen Uniformen zu verstehen. Das Stück hatte, als es im März 1931 am Deutschen Theater in Berlin uraufgeführt wurde, heftige Diskussionen ausgelöst, höchstes Lob von Thomas Mann („die beste Komödie der Weltliteratur seit Gogols ‚Revisor‘“), Beschimpfung von Joseph Goebbels, der Zuckmayer einen „Asphaltschreiber“ nannte.[5]

In Shanghai sollte Architekt Rudolf Hamburger Regie führen; alle Mitspieler waren von ihren Rollen begeistert. Für die Hauptrolle war Willy Mascher vorgesehen, im täglichen Leben Kaufmann (Norddeutscher Lloyd, Melchers & Co.), der sich als Amateurschauspieler sehr erfolgreich auf die verschiedenen Facetten des Komischen Fachs spezialisiert hatte. Aber, so schrieb Ursula Hamburger ihren Eltern, nach dem ersten Treffen habe der Vorstand des Theatervereins einen langen Brief vom Generalkonsul erhalten, mit der Bitte, dieses Stück (er nannte es „ekelhaft“) nicht aufzuführen. „Mit den armen strafentlassenen Kreisen, die es zeigt, kann man kein Mitleid, sondern nur Widerwillen haben.“ Der Theaterverein möge sich bemühen, ein höheres Niveau einzuhalten.

Willy Mascher
Zeichnung: Sapajou (George Sapojnikow)[6]

Noch in den 1970er Jahren sprach Mascher davon, daß er den Hauptmann von Köpenick nicht spielen durfte.[7] Die Schuld daran gab er Franz Xaver Hasenöhrl, der habe das Verbot der Aufführung herbeigeführt. Hasenöhrl (Angestellter bei Siemssen & Co.) gründete im Juni 1932 die Ortsgruppe Shanghai der NSDAP. Er wird sich, als er von der geplanten Aufführung erfuhr, an die Entrüstung erinnert haben, die die Uraufführung bei den Nationalsozialisten hervorgerufen hatte. Regisseur Hamburger und Helmuth Woidt[8] versuchten, sich gegen das Quasi-Verbot zu wehren. Sie schickten eine Antwort an den Generalkonsul, unterschrieben von fünfzehn, z.T. prominenten Mitgliedern der Deutschen Gemeinde (sie ist leider nicht auffindbar). Aber „aufzuführen wagt der Theaterverein nun nicht“,[9] notierte Frau Hamburger.

Im Bühnenspiegel zur Januarvorstellung 1932 findet sich, als Vorschau auf die nächste Aufführung des DT-V, der Aufsatz „Bei Frau Hauptmann von Köpenick“ über das Leben des Schuster-Hauptmanns nach der Straftat. Im Jahr 1932 gab es keine Aufführung zwischen Januar und dem Saisonfinale im Mai, wie sonst üblich.

Eine neue Zeit

Ab 1934 wurde der DT-V personell und ideologisch weiter in den „neuen Zeitgeist“ eingebunden. Der Kunstausschuß, der bis 1933 den Spielplan gemacht hatte, wurde aufgelöst. Eine Reihe der Bühnenautoren des DT-V war in Deutschland Opfer der Bücherverbrennung geworden und hatte Publikationsverbot: Bruno Frank („Zwölftausend“, „Sturm im Wasserglas“) und Georg Kaiser („Die Papiermühle“) emigrierten ebenso wie Max Brod, der jüdische Autor der „Clarissa“. Ferenc Molnàr („Liliom“), Ungar jüdischer Abstammung, ging 1937 in die Schweiz und verließ Europa 1939. Jüdische Mitglieder des DT-V zogen sich zurück,

[5] „Der Angriff“ vom 12. März 1931, Mann und Goebbels Zitate nach: https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Hauptmann_von_K%C3%B6penick_(Zuckmayer), Stand 8.10.2016

[6] „Bei jeder Generalprobe des Deutschen Theater-Vereins sitzt ein langer, dünner, vornehmer Herr allein im dunklen Zuschauerraum, Bleistift und Papier in der Hand, und zeichnet die Darsteller mit wenigen markanten Strichen ab. Am Tage unserer Vorstellung erscheinen unsere Schauspieler in charakteristischer Pose oder komischer Übertreibung in der N.C.D.N“ (North China Daily News). Quelle: Bühnenspiegel 11. Jahrgang, 1936/37, No. 4, Artikel nicht signiert.

[7] Universitätsbibliothek München, Fritz van Briessen-Nachlaß. Gedächtnisprotokoll Maiwald.

[8] Woidt ab 1929 in Shanghai für die AEG; um 1936/38 Generalbevollmächtigter des Wirtschaftsministeriums für Ostasien. Astrid Freyeisen: Shanghai und die Politik des Dritten Reiches. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. S. 197. Mindestens 1930/31, in Richard Sorges Shanghaier Zeit, Mitglied in dessen Spionagering. Eintritt in die NSDAP zur Tarnung. Eduard Koegl: Zwei Poelzigschüler in der Emigration. Rudolf Hamburger und Richard Paulick zwischen Shanghai und Ostberlin (1930 – 1955). Weimar 2006, S.82.

[9] 19.03.1931 Ursula Hamburger an ihre Familie, zitiert nach Koegl, S.215 f.

vielleicht zunächst aus ideologischen Gründen. Das traf für Francis Gottlieb Gmehling zu, der in vielen Produktionen des DT-V Regie geführt hatte, und der u.a. die Hauptrollen in Schnitzlers „Liebelei“ und in der „Voruntersuchung“ gespielt hatte. Ihm blieb der englische ADC als Betätigungsfeld, bis er 1937 in die USA emigrierte.[10]

Bezeichnend ist, daß er bis ca. 1933 als Initial „G“ für Gottfried benutzte, später „F“ für Francis.

Auch Margarete Kann, Österreicherin jüdischer Abstammung, schied aus der Deutschen Gemeinde und aus dem DT-V aus.[12] Frau Kann war Gründungsmitglied gewesen, seit 1925 ununterbrochen im Vorstand und im Kunstausschuß des DT-V, sie hatte regelmäßig kenntnisreiche Beiträge im Bühnenspiegel veröffentlicht, darunter so richtungweisende wie den „Über das moderne russische Theater“. Sie spielte u.a. im „Weißen Rößl“, „Biberpelz“, „Liebelei“, „Hokuspokus“, „Das Konzert“. In der Eröffnungsinszenierung des Lyceum hatte sie die Mörderin des eigenen Sohnes in Somerset Maughams „Die heilige Flamme“ verkörpert.

Margarete Kann in „Der Tor und der Tod“[11] 1929

Im Bühnenspiegel vom Januar 1934 erschienen mehrere Grundsatzartikel, die die neuen Ziele beschrieben: In „Die Aufgaben der Deutschen Bühne“ schrieb Hanns Johst, vor allem müsse der „Kulturbolschewismus“ bekämpft werden.[13] Ein Aufsatz „Das neue Gesicht des Deutschen Theaters“ kündigt an: „Die nationalsozialistische Bewegung hat seit Jahren für eine geistige Erneuerung *[...]* leidenschaftlich gekämpft, *[...]* [für eine] Auferstehung des deutschen Geistes und der deutschen Kunst“, daher solle im deutschen Spielplan der Zukunft „das heroische Drama vorherrschen.“[14] Dem entsprachen in den nächsten acht Jahren drei aktuelle Dramen im Spielplan. Das erste war „Bauer unterm Hammer“, in dessen Programmheft die programmatischen Aufsätze erschienen, ein Drama um die Versteigerung eines Bauernhofes. Die Gemeinde mischt sich in das Geschehen ein und der Autor Hans Christian Kaergel zeigt, wie Menschen „gleichen Blutes und gleicher Scholle“ ihre Gemeinschaftspflicht erfüllen.[15] Mit „Langemark“ (!), laut Bühnenspiegel im Jahr 1935 aufgeführt, ist wahrscheinlich Heinrich Zerkaulens[16] Stück „Die Jugend von Langemarck“ gemeint, im nationalsozialistischen Deutschland eines der meistgespielten Stücke. Die Tragödie thematisiert ein verlustreiches Gefecht zu Anfang des Ersten Weltkrieges in Belgien, idealisiert, daß die jungen Freiwilligen blind gehorsam in den Tod gehen. Als letztes „heroisches Drama“ kam im Dezember 1936 „Erde“ von Rudolf Ahlers[17] zur Aufführung. Im begleitenden Bühnenspiegel heißt es: „Wir geben bekannt, daß sämtliche vom Deutschen Theaterverein Shanghai aufgeführten Spiele vom Ministerium für Presse und Propaganda in Berlin geprüft und angeraten worden sind“.[18] Das könnte als Wertsiegel verstanden werden, aber auch als vorsichtige Distanzierung von der aktuellen Stückauswahl: Nicht wir sind schuld, sondern „Berlin“. Der Autor heroisiert in „Erde“ den Entschluß der querschnittgelähmten Ehefrau eines Bauern, sich mit Gift selbst zu töten, damit ihr Mann ein gesundes, junges Mädchen heiraten kann. Ein Plädoyer für die Euthanasie. Trotz einer „ehrlichen und kompetenten Vorstellung“ war es kein Erfolg; der „North China Herald“ bezeichnete das Drama als „künstlich“ und „morbide“.[19] Diese „neu-deutsche Dichtung“[20] provozier-

---

[10] Gmehling wurde ca. 1900 in Budapest geboren. In den 1920er Jahren vertrat er in Shanghai einige Budapester Firmen, in den 1930er Jahren hatte er eine Export-Importfirma, überwiegend für chemische und Parfümerieartikel sowie Medikamente von Herstellern aus Ungarn, Frankreich, der Schweiz und Deutschland. Bei seiner Ausreise in die USA nannte er als seinen Beruf: Regisseur.

[11] Ostasien Almanach. Sonder-Ausgabe „Bühnenspiegel im Fernen Osten“, 4. Jahrgang 1929-1930, No. 2, S. 30 (StuDeO-Bibl. 2258).

[12] Maria Korff erinnerte, daß Gmehling und Frau Kann ausgeschlossen wurden. Ich formuliere bewußt vorsichtiger. Universitätsbibliothek München, Fritz van Briessen-Nachlaß, Gedächtnisprotokoll Maiwald.

[13] 8. Jahrgang 1933/1934, No. 2. Hanns Johst, 1890-1978, ab 1935 Präsident der Reichsschrifttumskammer.

[14] 8. Jahrgang 1933/1934, No. 2. Der Autor, Alfred Brennecke, war seit Herbst 1933 Landesjugendführer der NSDAP für China. Freyeisen a.a.O. S.131.

[15] Schlesische Monatshefte Jahrgang. 5, Nr. 11, November 1932, S.403. Besprechung der Uraufführung Görlitz. 1932. http://www.dbc.wroc.pl/dlibra/plain-content?id=7148 Stand 7.3.2017.

[16] Zerkaulen gehörte zu den 88 Autoren, die im Oktober 1933 ein „Gelöbnis treuester Gefolgschaft“ für Adolf Hitler abgaben. https://de.wikipedia.org/wiki /Heinrich_Zerkaulen, Stand 8.3.2017.

[17] Leiter der Reichsschrifttumskammer für Magdeburg-Anhalt, später für Mecklenburg.

[18] 11. Jahrgang, 1936/37, No. 2

[19] Sincere, capable; artificial, morbid; Herald, 23.12.1936

te schon während der Proben heftige Kräche im Theater-Verein, mehrere Regisseure legten die Arbeit nieder. In zwei Bühnenspiegeln werden mehrere unterschiedliche Verantwortliche genannt. Auf die Zeit zurückblickend heißt es: „Nichts liegt uns ferner, als aus gemachten Fehlern nicht zu lernen und nicht Mißstimmungen auszugleichen. Es gehört nun einmal zu jedem Theater, daß Konflikte und Kräche auf der Tagesordnung stehen".[21] Wolf von Nathusius, der Hauptdarsteller, zugleich einer der Regisseure, nahm sich drei Wochen nach der Aufführung das Leben.

Klassiker

In den Jahren 1934, 1935 und 1943 wurden, anders als in den Jahren vor 1933, auch Klassiker aufgeführt: „Kabale und Liebe", „Die Piccolomini", „Egmont" und „Don Carlos". Sie ließen sich, wenn es sein mußte, als „heroische Dramen" im Sinne des Berliner Propagandaministeriums interpretieren. So heißt es in der Vorankündigung zu „Egmont", das Stück zeige den „Kampf eines Volkes, das um die Freiheit genauso verzweifelt rang wie unser Vaterland in den schweren Jahren nach dem Weltkrieg".[23] In einem „Warum *[...]* ausgerechnet Egmont?" betitelten Beitrag für die Deutsche Shanghai Zeitung wird erläutert, was der Zuschauer lernen soll: Wer seiner Kultur gegenüber gleichgültig bleibe, dem drohe Entwurzelung, der sei „ein geistig Blinder in einer Volksgemeinschaft". Hingegen: „Ein volksbewußter Deutscher wird seine Feldherren, Denker, Dichter und Künstler *[...]* als den höchsten Ausdruck seines dunklen, unbestimmten Wollens [empfinden]."[24] So wurde Goethe auf diffus-nationalsozialistische Begriffe gebracht. In der Kritik bejaht der Journalist noch einmal die „kulturelle Aufgabe", Goethe zu spielen, beklagt aber die radikalen Striche im Text und die wenig adäquate Leistung einiger Darsteller.[25]

Vielleicht erinnerten einige sich, daß die Truppe vor drei Jahren, im Goethejahr 1932, nach einer ersten Probe beschlossen hatte, den „Egmont" lieber nicht zu spielen. „Alle unsere Stars hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Es mußte ein Erfolg werden. Dann kam die erste Probe. *[...]*. Am folgenden Tag kamen die Absagen", denn es brauche Schauspieler und eine Spielleitung, die „mit überragendem Können die ganzen Höhen und Tiefen dieses Heldenlebens *[...]* zu vermitteln imstande sind. *[...]* Aus Verehrung für den Dichter haben wir ihn und Shanghai mit einer Aufführung verschont", hieß es damals in der Goethe-Gedenkausgabe des Bühnenspiegels.[26]

Am Tag der Aufführung von Schillers „Die Piccolomini" (9.4.1935) erschien in der Deutschen Shanghai Zeitung die Aufforderung an die „Volksgenossen", „heute Abend geschlossen im Lyceum zu erscheinen".[27] Der Theaterbesuch wurde quasi zur patriotischen Pflicht erklärt. Von „erschütternd", „erhaben" und „Ewigkeit" ist in der Ankündigung die Rede, allerdings auch von den „Schwierigkeiten" (das Wort kommt in dem kurzen Text gleich dreimal vor), die es in der Vorbereitung zu überwinden galt. Hier versteckt sich die Ermahnung, „Respekt vor dem Dichter" zu haben und „Gutmütigkeit dem Verein gegenüber" zu zeigen. Unter diesen Vorzeichen würde auch eine schlechte Vorstellung „ohne Zwischenfall seitens des Publikums verlaufen", hatte Dr. Bume 1932 vermutet. Der Rezensent mußte dann feststellen, daß die Volksgenossen nicht in der gewünschten Geschlossenheit erschienen waren; seine Besprechung konzentrierte sich ganz auf die schauspielerischen Leistungen, die er als verbesserungswürdig beschrieb. Trotzdem nennt er die Aufführung „im Ganzen wohlgelungen", schließt mit „Dank und Anerkennung".[28] Acht Jahre dauerte es, bis dann 1943 wieder ein Schiller gebracht wurde. Und

„Don Carlos" (1943) – hinter der Bühne: li.: Prinzessin Eboli (Irmgard Berg),[22] re.: Königin Elisabeth (Caroline Stübel)

Eboli bittet die Königin um Verzeihung

[20] 11. Jahrgang, 1936/37, No. 4, S.4
[21] 11. Jahrgang, 1936/37, No. 4, S.3
[22] Mutter des StuDeO-Vorstandsmitglieds Hilke Veth.
[23] Deutsche Shanghai Zeitung, 10.11.1935
[24] F.I. (Frank Iden) in Deutsche Shanghai Zeitung 24.11.1935
[25] Huldermann, Deutsche Shanghai Zeitung, 26.11.1935
[26] G.F. B(ume): Warum wir keinen Goethe aufführen In: Bühnenspiegel 6. Jahrgang, 1931/32, No. 3, Goethe-Gedenkausgabe, S.1-2.
[27] Deutsche Shanghai Zeitung, 9.4.1935
[28] Deutsche Shanghai Zeitung, 11.4.1935

gleich der allererste Begriff, der dem Rezensenten des Ostasiatischen Lloyd (Chefredakteur Dr. Horst Ley) zu der „Don Carlos"- Aufführung einfiel, war: „Die Schwierigkeiten *[...]*". Auch hier ging es um die Darsteller und ihre Rollen, denn auf die antidespotische Tendenz des „Carlos" geht Ley in seiner Besprechung nicht ein.
Im selben Jahr, 1935, hatte das Publikum in Hamburg das „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire" (Inszenierung Jürgen Fehling) mit Szenenapplaus quittiert. Aber in Shanghai lagen die Probleme anders: Gerade Leys Kritik an den Darstellern wurde heftig diskutiert, auch nationalsozialistische Funktionäre äußerten sich: Es käme darauf an, daß das Theater „durch den Geist, der die Spieler beseelt, auf das Gemüt der Hörer wirke", schrieb Dr. Höne, der Leiter des deutschen Kulturamts; der Ortsgruppenleiter der NSDAP, Klaus Küther, sprach dem Regisseur und den Schauspielern nachdrücklich „den Dank der Parteileitung"[29] aus.

Aktuelle Tragödien

... für den DT-V schrieb das Leben selbst. Im Jahr 1937 häuften sich die Todesfälle: Auf Nathusius' Selbstmord im Januar folgte im Februar der Tod von Dr. Bume, im Vorstand des DT-V seit 1924; Vorsitzender von 1929 bis 1931; er hatte bis zu seinem Tod auch regelmäßig Regie geführt. Der Tod von Alexander Erdmann ist an Dramatik nicht zu überbieten: Er starb am 12. August 1937 an der Tollwut in seiner Wohnung nahe dem Hongkew Park, einer Gegend im nördlichen Shanghai, aus der in den Stunden seines Todeskampfes die Bevölkerung vor den japanischen Truppen floh. „Es war ein Glück, daß sein Arzt trotzdem noch zu ihm gelangen konnte", heißt es im Nachruf. Der letzte Akt, die Beerdigung Erdmanns am 14. August 1937, hielt eine weitere Katastrophe bereit: „Als Pastor Krüger die Grabrede begann, durchbrachen fernes Motorengesumm und Flakgeschützfeuer die Weihe des Augenblicks *[...]* in der gleichen Stunde fielen Tausende von wehrlosen Menschen den tragischen Bombenunglücken zum Opfer, die sich in der Nanking Road und an der Great World ereigneten." Dieser Tag im Japanisch-Chinesischen Krieg wurde später auch "black Saturday" genannt. Max Jacoby, Mitarbeiter des Bühnenspiegels, starb im September an seinen an diesem Tag in der Nanking Road erlittenen Verletzungen.[30]
Anders als in den Jahren 1925, 1927 und 1932 behinderten die Kämpfe in Shanghai, die Bomben und die Flucht von Europäern und Chinesen in die ausländischen Enklaven, jetzt auch die Planungen des DT-V: Dessen erste Vorstellung fand nicht, wie sonst üblich, im Oktober statt, sondern erst Anfang Dezember. Man gab den Schwank „Der Hochtourist" und „Balduin". Helmuth Vollrath schrieb dazu im Bühnenspiegel ironisch über Shanghai-Touristen, die die Trümmerhaufen fotografisch dokumentierten, als seien es antike Ruinen.[31]

Beste Unterhaltung

„Heroische" Aufführungen, die drei aktuellen und die vier klassischen, blieben Ausnahmen im Theateralltag der Amateure in den Jahren 1934 bis 1944. Der Normalfall war die Komödie. Oder eigentlich das Lustspiel, denn man war nun bemüht, fremdsprachige Vokabeln durch deutsche zu ersetzen. So wurde aus dem Regisseur der Spielleiter, aus der Souffleuse die Zuflüsterin. Trotzdem: Volkskomödie, Krimikomödie, Komödie mit ernstem Hintergrund, Schwank, Singspiel, Operettenlustspiel – so lauteten die Gattungsbezeichnungen der aufgeführten Stücke, es waren mindestens 26 an der Zahl. Im Lustspiel geht es nicht um den Konflikt mit existenziellen Normen, es geht um das Abweichen von gesellschaftlichen Regeln bzw. Erwartungen. Herausgefordert werden das Mitlachen aus Solidarität oder das Verlachen als Distanzierung. Die Art der Lösung steht dann noch einmal für die grundsätzliche Harmlosigkeit des Konflikts: Hier wird eine Gegenwelt entworfen, mit einer Haltbarkeit für einen Abend. Solche Aufführungen waren weniger oder gar nicht mit ideologischen Erwartungen belastet.
Ein Beispiel: „Beste Unterhaltung" mit einem „Kern von Lebensweisheit und -wahrheit" beobachtete der Ostasiatische Lloyd (OAL) in der Aufführung „Rätsel um Beate" (27.4.1937); eine englischsprachige Zeitung lobt, das Stück sei "full of wit and intrigue" und "done in a light vein".[32] Ein tieferer Grund für den mitreißenden Erfolg lag wohl in den Anspielungen auf das Leben im Fernen Osten, auf Shanghai und auf das dortige Clubleben, die man dem Text hinzugefügt hatte. In der Hauptrolle gab Elgar von Randow, der allseits bekannte Konsul am Deutschen Generalkonsulat,[33] diesen Texten hohe Authentizität und Eleganz. Als der OAL im Januar 1941 schrieb: „In den gegenwärtigen, sorgenvollen Zeiten" sei ein deutsches

[29] Briefe Höne, Küther, Privatsammlung Berg/Veth.
[30] 12. Jahrgang, 1937/38, No. 1. Die Bomben hatten japanischen Kriegsschiffen im Huangpu gegolten; chinesische Flieger warfen sie zu früh ab.
[31] 12. Jahrgang, 1937/8, Nr. 1, S.8
[32] Undatiert, ohne Quelle; Privatsammlung Berg/Veth.
[33] Von Randow, Deutsches Generalkonsulat Shanghai: 1933-1939 (Vize-) Konsul, 1941-1942 Gesandtschaftsrat für Propagandaarbeit, 1942-1945 stellvertretender Dienststellenleiter, politischer Referent.

Lustspiel „doppelt erfreulich und willkommen“,[34] war in Europa Krieg – in China hatte er schon 1937 begonnen – und man spielte „Meine Tochter – Deine Tochter“,[35] laut Kritik ein fröhliches, unbeschwertes Lustspiel um die Herzensnöte eines reichen Barons. Parallel zu der Aufführung des Operettenlustspiels „Der König mit dem Regenschirm“ (14.2.1942) berichtete der OAL begeistert über die schnelle Einnahme Singapurs und die Landung der Japaner auf Java.[36] Inzwischen erschienen die Inhaltsangaben zu den Aufführungen nicht mehr auf Englisch, Deutschland war jetzt auch mit den USA im Krieg, sondern auf Italienisch und auf Japanisch – für die Verbündeten der „Achse“. Hat das Besucher gebracht?

Muss i denn...

Ob die Krimikomödie „Spiel an Bord“ am 26. Oktober 1944 tatsächlich die letzte Vorstellung des DT-V war, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen: Der zum Beginn der Spielzeit 1942/43 in „Bühnenspiegel in China“ umbenannte „Bühnenspiegel im Fernen Osten“ magerte auf wenige Seiten ab und hat nur in Ausnahmefällen überlebt und seinen Weg in Archive gefunden. Nehmen wir also an, der DT-V hätte sich mit Axel Ivers‘ Komödie verabschiedet: Die Handlung spielt an Bord eines eleganten Überseedampfers während der Atlantiküberquerung von Bremerhaven nach New York. Sie beginnt mit der Abfahrt des Schiffes, es wird das Lied „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus“ intoniert. Ahnte schon irgend jemand, daß es nicht mehr sehr lange dauern würde, bis dies für die meisten der im Zuschauerraum Anwesenden Wirklichkeit werden würde? Sie würden 1946/47 China Ade sagen müssen und nach Deutschland repatriiert werden, allerdings nicht auf Traumschiffen.

In den knapp zwanzig Jahren, die der zweite Deutsche Theater-Verein bestand, gab es fast hundert Vorstellungen, also etwa fünf pro Jahr. Jeder Aufführung gingen Stückauswahl, Rollenstudium und vier bis sechs Wochen abendliche Proben voraus. Es läßt sich erahnen, wieviel Freizeit und Energie die aktiven Mitglieder einbrachten. Sie verbanden ihren künstlerischen Ehrgeiz mit Sendungsbewußtsein, nämlich der selbstgewählten kulturpolitischen Verpflichtung, „die Pflege deutscher Bühnenkunst und deutschen Geisteslebens“ zu betreiben.[37] Auch ein nicht-deutsches Publikum sollte von deutscher Denkart überzeugt werden. Wer lange in der Ferne lebt, tendiert vielleicht zu einem abstrakten, tendenziell idealisierten Bild von der Heimat und ihren Qualitäten. Diese Tendenz konnten diejenigen ausnutzen, die hohe Ideale verkündeten, aber ihre nationalsozialistischen Ziele meinten. So stellt sich die Geschichte des DT-V als Spiegelbild der Deutschen Gemeinde in Shanghai dar: Der vielversprechende Aufstieg Anfang des 20. Jahrhunderts endete im Nichts – bis Mitte der 1920er Jahre eine Wiedergeburt möglich war. Auf die Experimentierfreude der “Golden Twenties” folgte die (versuchte) Einbindung in die Ideologie des NS, und, als letzter Akt, ein ausgelassener Tanz auf dem Vulkan.

Eine Bühne für die chinesische Kultur

Das deutschsprachige Amateurtheater war der deutschen Kultur in der Exklave gewidmet. Es gab jedoch von Zeit zu Zeit auch der chinesischen Kultur eine Bühne, stellte eine Verbindung her zu Literatur und Theater des Gastlandes China. Auf den Brettern des Lyceum fanden Aufführungen von Peking-Opern statt; Vincenz Hundhausen kam aus Peking und las aus seinen Übersetzungen chinesischer Lyrik. Sein aus Chinesen und Deutschen bestehendes Ensemble „Pekinger Bühnenspiele“ gastierte 1935 in Shanghai (vorher auch in Tientsin) mit zwei chinesischen Dramen aus dem 14. und aus dem 16. Jahrhundert. Hundhausens begleitender Aufsatz „Über die dramatische Dichtung Chinas“ wurde in deutscher und in chinesischer Sprache in einer Sonderausgabe des Bühnenspiegels abgedruckt. Überhaupt brachte der Bühnenspiegel von Anfang an regelmäßig Artikel über das chinesische Theater, den chinesischen Film, über chinesische Theater- und Filmschauspieler, chinesische Gastspiele in Europa. Schon im Herbst 1929 war eine Sonderausgabe „Ostasien Almanach“ erschienen. Die Goethe-Gedenkausgabe 1932 enthielt Artikel zu Goethe und China, Goethe und die chinesische Literatur, Goethe-Übersetzungen ins Chinesische; in der Sonderausgabe zum Besuch des Kriegsschiffes „Emden“ in Shanghai 1937 war der Text eines ganzen chinesischen Singspiels abgedruckt.

---

[34] C.S. (Dr. Caroline Stübel) im OAL Januar 1941 (undatierter Zeitungsausschnitt; Privatsammlung Berg/Veth. Datierbar durch die Kriegsereignisse, Artikel auf der Rückseite). Stübel kam 1940 aus Japan, wo sie für den Bayer-Konzern gearbeitet hatte, nach Shanghai. Journalistin beim Ostasiatischen Lloyd bis zu dessen Schließung 1945. 1952 nach Hongkong ausgewiesen. Universitätsbibliothek München, Fritz van Briessen-Nachlaß, ca. Seite 1800, Gedächtnisprotokoll Maiwald.

[35] Autoren Leo Lenz und Ralph Albert Roberts, Regie Otto Zwanck. Die Spielzeit 1940/1941 fand in der „Deutschen Halle“ statt, sonst als Turnhalle der Kaiser-Wilhelm-Schule und der HJ und für Versammlungen der Deutschen Gemeinde genutzt.

[36] Ostasiatischer Lloyd 17.2.1942 Bayerische Staatsbibliothek München, Ana 708: StuDeO-Sammlung *1473

[37] Satzung von 1927

Keine Aufführung ohne Chinesen

Und gab es auch Chinesen im Theater-Alltag? Elisabeth Wilpert, die, zusätzlich zu ihrem Wirken als Schauspielerin, oft auch für die Kostüme verantwortlich zeichnete, erinnerte sich später gern an die Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Schnelligkeit, mit der chinesische Schneider ihre Anregungen und Entwürfe umsetzten *(Erinnerung von der Tochter von Elisabeth Wilpert. Telefonat am 26.1.2017)*. Gleiches gilt für die Bühnenbauten, in der Zeit 1936 bis 1939 häufig entworfen von dem Architekten Richard Paulick *(vgl. Anm. 8)*, immer umgesetzt von chinesischen Tischlern.

Auch eine für jeden Theaterabend wichtige „Rolle" war in Shanghai mit einem Chinesen besetzt, die des Bühnenmeisters. Dieser organisiert den Ablauf der technischen Umbauten vor und während der Vorstellungen und ist für die Bedienung der Maschinerien und für Bühneneffekte zuständig. Seine Erfindungskraft macht es möglich, daß jemand in der Versenkung verschwindet oder durch die Luft schwebt, daß es stürmt oder schneit.

„AH YUNE"
Bühnenmeister des Lyceums

Quelle: Bühnenspiegel 10. Jg. 1935/36, No. 5

Einerseits sei er, so schrieb Alexander Erdmann 1935 in einer Würdigung im Bühnenspiegel, „das Veilchen im Verborgenen", andererseits hänge alles von ihm ab: „Er ist unser Berater, Beschwichtiger, Begleiter durch alles, was wir mühselig *[...]* hier aufbauen. *[...]* 'Ah Yune ... Ah Yune' dieser Name wird bei jeder Bühnenprobe nervös gebrüllt und bei jeder Vorstellung zärtlich geflüstert. *[...]* Hut ab vor Ah June."

„Natürlich bleibt die Verbindung zu China."
Ursula Frommelt geb. Statz, interviewt von Eckhard Kreier

Eckhard Kreier lernte Ursula Frommelt vor vielen Jahren durch den Verein „Gesellschaft für Deutsch-Chinesische Freundschaft e.V." (GDCF, 1976 gegründet) in Düsseldorf kennen. Die erstaunlich jung gebliebene Dame, 1921 in China geboren und noch immer vielfältig mit dem Land verbunden, interessierte ihn, und er wollte gerne ihre Geschichte kennenlernen. Das Gespräch mit der damals 92-Jährigen fand am 29. Oktober 2013 in Düsseldorf statt. (Es wird hier gekürzt wiedergegeben.)

Ursula Frommelt Oktober 2013

Eckhard Kreier:
Liebe Frau Frommelt, wir glauben, daß Sie aufgrund Ihres reichhaltigen Lebens eine spannende Geschichte zu erzählen haben. Fangen wir damit an: Wie kam Ihr Großvater mütterlicherseits eigentlich nach China?

Die Familie der Mutter

Ursula Frommelt: Mein Großvater Carl Stepharius (1857-1952) war Kaufmann in Bremen und muß wohl sehr abenteuerlustig gewesen sein. Im Jahre 1881 ist er für ein Bremer Unternehmen nach Shanghai gegangen. Er hat sich bald selbständig gemacht und mit Waffen, Schiffen und auch Stahl gehandelt. Später hat er noch eine Wolfram-Mine in der Nähe von Mukden/Nordchina gekauft, die die Japaner in den 30er Jahren übernahmen, und insgesamt gutes Geld verdient.

E.K.: Wo hat er in China gewohnt?

U.F.: Das weiß ich nicht so genau. Begonnen hat er in Shanghai, später machte er Geschäfte von Tientsin und Tsingtau aus. Im Alter lebte er mit meiner Großmutter in dem Seebad Peitaiho. Er hat bis zu seinem Lebensende ein Tagebuch geschrieben „70 Jahre China", das allerdings verschollen ist und nach dem ich viele Jahre gesucht habe.

E.K.: Sprach er Chinesisch?

U.F.: Natürlich hatte er bald die Landessprache erlernt, ohne diese hätte damals ein Geschäftsmann dort nicht so erfolgreich werden können. Seine Familie stammte aus Gotha, auch seine Frau *[Adele Stepharius geb. Mönich, 1871-1951]*. Man sagte, sie sei die schönste Frau von Gotha gewesen. 1895 wurde meine Mutter Marie (1895-1949) geboren und drei Jahre später ihr Bruder Erich, beide in Shanghai.

E.K.: Was hat Ihre Mutter nach dem Schulabschluß gemacht?

U.F.: Damals war es noch nicht üblich, daß junge Frauen eine qualifizierte Berufsausbildung machten. So blieb meine Mutter im Elternhaus. Sie war ein Sprachgenie. Sie sprach Chinesisch und viele chinesische Dialekte, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch.

E.K.: Aber sie blieb doch nicht immer im Elternhaus?
U.F.: Nein, 1919 hat sie den Österreicher Karl Statz (1894-1926) geheiratet. Er war Stahlkaufmann. Die Mutter meiner Mutter war mit der Heirat nicht ganz einverstanden, mein Vater war jung und ohne finanzielles Fundament. Mein Großvater war in China wohlhabend geworden. Großmutter konnte sich Kleidung und Hüte aus Paris bestellen. Mutter erzählte, sie hätte ihr gesagt, sie solle nicht so viel lachen, davon bekäme man Falten. Aber Mutter lachte weiter.
E.K.: Demnach muß Ihr Großvater wohl ein wirklich großes Haus geführt haben?
U.F.: Ja, im Haus gab es an die vierzig Hausangestellte. Aber das darf man nicht mit unseren Verhältnissen hier vergleichen. Ein Mensch war z.B. nur für das Fensterputzen zuständig, ein anderer für das Gemüseputzen, ein anderer für die Tischdecken, mehrere für die Wäsche (waschen, aufhängen, bügeln) etc.

THE POLDI STEEL WORKS
CHINA BRANCH
HEAD OFFICE: PEKING
BRANCH „ SHANGHAI
TELEGRAMS: POLDI PEKING / POLDI SHANGHAI
CODES: ABC 5TH, ENGINEERING AND PRIVATE

Briefkopf, Karl Statz Nov. 1915

Die Firma des Vaters
E.K.: Und was machte Ihr Vater?
U.F.: Er war als Stahlkaufmann für die österreichische Firma „Poldi-Hütte" nach China und in die Mandschurei gegangen. Nach dem Ersten Weltkrieg waren schwierige Verhältnisse. In Österreich war gerade die Habsburger Monarchie zusammengebrochen und es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise. China galt als das Land der großen Möglichkeiten. Die Ehe zwischen meinen Eltern war eine Liebesheirat. Es kamen bald drei Kinder zur Welt: 1920 mein älterer Bruder August Lumir. Ich wurde 1921 in Shanghai geboren, mein jüngerer Bruder Paul Erich zwei Jahre später (er fiel 1944).

Karl und Marie Statz, 1919

E.K.: Wie entwickelte sich das Berufsleben Ihres Vaters?
U.F.: Wie mein Großvater mütterlicherseits hat er sich bald selbständig gemacht. Zentrum des Stahlhandels war damals Hankow, heute ein Stadtteil von Wuhan. Er mußte viel reisen. Es gab inzwischen schon eine Eisenbahn nach Peking, aber die Reise dauerte manchmal eineinhalb Wochen. Das Reisen in China war damals überhaupt noch sehr primitiv. Briefe an seine Familie bezeugen, wie sehr er darunter gelitten hat, auch unter den hygienischen Verhältnissen. Er zog sich schlimme Darminfektionen zu, die er jedoch ignorierte.
E.K.: In China selbständig zu sein war doch wahrscheinlich nicht ganz einfach?
U.F.: Sicher nicht. Die Firma meines Vaters „Tah Zung Co." hatte Vertretungen der „Stahlwerke Röchling-Buderus AG" in Wetzlar und nach wie vor der Poldi-Hütte. Er wollte nur so lange in China bleiben, bis er ein finanzielles Fundament erarbeitet hatte, und dann mit seiner Familie nach Wien zurückkehren. Große Geschäfte zu machen war damals in China gar nicht möglich ohne chinesischen Comprador. Der hatte die Verbindungen in China und war im Geschäftsleben für Europäer unumgänglich. Leider stellte sich später heraus, daß der Comprador meinen Vater massiv hintergangen und betrogen hatte. Während mein Vater krank war, verkaufte er den guten Röchling-Stahl der Firma schwarz und bediente die Kunden mit minderwertigem Stahl, so daß die Firma starken wirtschaftlichen Schaden und einen Imageverlust erlitt. Die Preisdifferenz hat der Comprador sich privat eingesteckt.
Als sich der Gesundheitszustand meines Vaters verschlechterte, wollte er sich in Hamburg operieren lassen. Aber er starb am 9. Mai 1926 mit 31 Jahren an Darmkrebs im deutschen Faberkrankenhaus in Tsingtau. Meine Mutter lag zu der Zeit mit Scharlach im Krankenhaus in Shanghai, eine bittere Zeit.

Die Kinder in Wien
E.K.: Wie ging es dann weiter?
U.F.: Vater äußerte in seinem letzten Brief an meine Mutter den Wunsch, daß sie das Geschäft weiterführt. Dieser Brief wurde als sein Testament anerkannt. Sie war nun in einer katastrophalen Situation, die Firma war fast pleite. Ein Freund meines Vaters, der ebenfalls Mitarbeiter von Röchling-Buderus war, glaubte an die Fähigkeiten meiner Mutter und setzte sich für sie ein. Sie sollte drei Monate in Wetzlar hospitieren, dann würde man ihr eine Chance geben. Wir Kinder waren noch klein, ich war erst fünf Jahre alt. In China waren unruhige Zeiten, es gab viele Warlords, selbsternannte Kriegsherren, die sich gegenseitig bekämpften. Wegen der politischen Unruhen und ihrer vielen Geschäftsreisen glaubte sie, daß wir in Wien besser aufgehoben wären. Mein Vater war katholisch und hatte sich gewünscht, im Familiengrab in Wien-Meidling beigesetzt zu werden. Eine Überführung im Zink-

sarg war zu teuer. Er wurde trotz der Einwände der Kirche[1] in Tsingtau eingeäschert. Der Plan war, die Urne in Wien beizusetzen, was dann auch geschah, und uns Kinder dort bei Verwandten eines Freundes unterzubringen.

E.K.: Wie hat ihre Mutter das alles geschafft?

U.F.: Mutter ist mit uns Kindern 1926 mit der Sibirischen Eisenbahn nach Deutschland gefahren. In Hamburg erlitt sie nach der Ankunft auf Grund der Belastung einen körperlichen Zusammenbruch, erholte sich aber wieder nach einigen Tagen. Nachdem sie in Wien alles geregelt hatte, ging sie für drei Monate nach Wetzlar und danach in die Firma nach China zurück.

E.K.: Demnach blieben Sie und Ihre Geschwister allein in Wien?

U.F.: Ja, unsere Pensionsfamilie in Brunn am Gebirge nicht weit von Wien hatte aber sechs eigene Kinder, es wurde eine Katastrophe. Trotz hoher Pensionskosten bekamen wir nicht genug zu essen. Wir hätten wohl nicht überlebt, wenn wir nicht zu dritt gewesen wären. Vor allem mein kleiner Bruder hat sehr gelitten. Tante Mizl, die Schwester meines Vaters, lebte in Wien, aber in sehr beengten Verhältnissen. Sie hat dann meine Mutter gebeten, ihr eine Vollmacht zu schicken, und wir konnten daraufhin in ein internationales jüdisches Kinderheim verlegt werden, wo es uns wirklich gut ging. Dort besuchten wir auch die Schule. Auf Grund der Erlebnisse mit der katholischen Kirche im Zusammenhang mit dem Tode meines Vaters hatte meine Mutter mich und den jüngeren Bruder nicht mehr taufen lassen. Wir nahmen daher am „Freidenkerunterricht" teil. Daran habe ich sehr gute Erinnerungen. Der Unterricht fand im Freien statt, wir lernten viel über Vögel, Bäume und die gesamte Natur.

Karl Statz
達生洋行 *Tah zung yang hong*
Tel. 4067 — „Ferro" Rudolf, Mosse, A.B.C. 5th & 6th Edition Bentley's
50 Huang Pei Road, S.D.A. II
Qualitätsstähle, Technische Artikel, Maschinen. Generalvertreter der Stahlwerke Roechling- Buderus A.-G., Wetzlar a.d. Lahn, für China und die Mandschurei.
Frau Marie Statz, Inhaberin
Adolph Fischinger, Geschäftsführer

ADO 1927-1928

Die Mutter als Geschäftsfrau, Wiederverheiratung und Familienzusammenführung

E.K.: Während der ganzen Zeit waren Sie von der Mutter getrennt.

U.F.: Ja, sie war ja nach China zurückgekehrt und hat die Firma [unter dem Namen „Karl Statz [Co.]"] wieder aufgebaut und gut geführt. Die Zusammenarbeit mit Röchling-Buderus, Wetzlar, funktionierte gut. Der Standort ihrer Firma war weiterhin Hankow am Jangtze, sie mußte aber wie der Vater viel reisen.

E.K.: Sicher für alle eine schwierige Zeit.

Rast vor einem Tempel bei Kuling, Januar 1928
v.l.: Adolph Fischinger, vermutlich Ehepaar Lindmeyer,[2] Marie Statz, Max Ramm

Melchers & Co.
美最時 *Mei che sze*
Tel. 256, 2555, 109, 895
„Melcorp" Export und Import Abt.
„Nordlloyd" für Abt. Schiffahrt
6 The Bund, S. A. D. No. 1
Import, Export und Schiffahrt, Elektrizitätswerk
Filialen: Shanghai, Tientsin, Tsingtau, Hongkong, Canton, Swatow
O. Trefurt, Geschäftsführer, zeichnet die Firma
E. Gernoth, Export, zeichnet ppa.
B. Düsterhöft, Monteur
F. Knappe, Elektr. Werk
R. Leifeld, Schiffahrt
F. Mende, Export (Häute-Inspektor)
Fr. Meyer, Export
M. Ramm, Eierfabrik-Elektr. Werk
C. Rütze, Buchhaltung
Frau E. Schröder, Export
H. Walter, Eierfabrik-Elektr. Werk
H. G. Wischhusen, Export
Agenten:
Norddeutscher Lloyd, Bremen
Bremen Underwriters, Bremen
Holland Assurance Society of 1841 Amsterdam
Standard Insurance Co. of Amsterdam

Max Ramm in Hankow
ADO 1929-1930

U.F.: Meine Mutter lernte dann Max Ramm (1900-1951) im Urlaubsort Kuling kennen und sie heirateten. Er war fünf Jahre jünger als sie, 27 Jahre alt. Er war 1924 als Ingenieur zu Siemens China nach Mukden gegangen, zu einem Elektrizitäts-Werk mit Trockeneigewinnung, damals ein großer Exportschlager. Wir hatten davon später noch Restbestände, die wir zum Kuchenbacken benutzten. Später wechselte er zu Melchers & Co. nach Hankow, wo er auch mit der Elektrik in Schiffen zu tun hatte. 1931 kamen beide schließlich nach Wien und wir sahen unsere Mutter zum ersten Mal wieder. Meine Mutter hatte die Firma in China aufgelöst.

E.K.: Und der Stiefvater hat zum ersten Mal die Kinder kennengelernt?

[1] Die Verbrennung und Urnenbestattung widersprach damals einem katholischen Grundsatz.

[2] Hans Lindmeyer, Makler, Fa. Geldmacher & Lindmeyer, Hankow

U.F.: Genau, und er war uns ein wunderbarer Vater, es war Liebe auf den ersten Blick. Einen solchen Kindesvater gibt es nur selten.
E.K.: Ihr Großvater, Carl Stepharius, war die ganze Zeit in China geblieben, hatten Sie noch Kontakt zu ihm?
U.F.: Ja, es wurde regelmäßig, monatlich, geschrieben, später noch über den Tod meiner Großmutter und Mutter hinaus. Mein Großvater ist 1952 in Peitaiho gestorben und beigesetzt worden.

In Deutschland: Zusammenfassung der Ereignisse (Redaktion)
Die Familie Ramm verlebte die NS-Zeit und die Kriegsjahre in Deutschland (in Essen, wo Max Ramm zuhause war, in Gotha und Kiel). Ursula machte eine Ausbildung zur Hauswirtschaftsleiterin und studierte anschließend, noch während des Krieges, an der Lehrerbildungsanstalt (heute Pädagogische Hochschule) in München-Pasing „Volksschul- und Technische Lehrerin", mit Ausbildung in Sport, Ernährungswissenschaft und Handarbeit. Sie konnte das Studium nicht abschließen, weil das Lehrgebäude nach Kriegsende beschlagnahmt wurde, und mußte sich mit verschiedenen Tätigkeiten allein durchschlagen. Ende 1945 heiratete sie den aus Breslau stammenden Arzt Heinz Frommelt (1912-2002). Das Paar bekam zwei Kinder. Ihrem Mann wurde zunächst eine „Flüchtlingspraxis"[3] in Wulfsfelde bei Bad Segeberg zugeteilt, 1954 eröffnete er eine Arztpraxis in Düsseldorf, die er bis 1981 führte. Ursula Frommelt arbeitete von Anfang an mit, machte den Abschluß als Arzthelferin und ließ sich gründlich in Labortechnik und Mikroskop-Analysen ausbilden.

Wiederbelebung der China-Kontakte, Reiseleiterin ab 1979
E.K.: Aber Sie haben sich doch auch weiterhin für China interessiert?
U.F.: Ende der 1970er Jahre bekam mein Mann eine andere gute Hilfe und ich habe die Praxisarbeit verlassen. Jetzt fing meine zweite chinesische Phase an. Ich habe mich an der Ruhr-Universität Bochum beim Landesspracheninstitut-Sinicum angemeldet, habe dort Chinesisch sprechen und schreiben gelernt. So habe ich bereits während der Praxiszeit meine Kontakte zu China gehabt. Mein Mann hat das immer mit einem weinenden und einem lachenden Auge gesehen. Er bezeichnete sich als „chinageschädigt", er sagte, eine emanzipierte Frau sei interessant, aber anstrengend!

[3] Wo es viele Flüchtlinge gab, wie in Schleswig-Holstein durch Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten, wurden Ärzte gebraucht.

Die ersten Reisen nach China machte ich mit der Deutschen China-Gesellschaft Köln, die gute Kontakte zur Chinesischen Botschaft in Bad Godesberg hatte. Damals konnte man noch nicht allein reisen, nur in Gruppen. Dieser Verein war ziemlich elitär und ich als alleinreisende Frau, ohne Gatten, war ungewöhnlich. Der Gründer, Dr. Reinbothe, stand mir daher auch sehr skeptisch gegenüber. Ich konnte dem Verein erst beitreten, als er mich persönlich kennengelernt hatte. Fachlich war er sehr beschlagen und es gab sehr interessante Vorträge, auch mit dem Museum für Ostasiatische Kunst Köln zusammen. Mit der Deutschen China-Gesellschaft habe ich drei Gruppenreisen mitgemacht, die erste 1977, u.a. zum „Rote-Fahne-Kanal" *[in Linzhou, Provinz Henan]*; dort waren in den 1960er Jahren ganze Landschaften umgepflügt worden, Berge und Flüsse versetzt; man glaubte, alles machen zu können. Die zweite Reise ging über Chongchun nach Harbin im Norden. Bei dieser Reise erreichte ich auch die Sondergenehmigung, in Peitaiho nach dem Haus meines Großvaters zu sehen, doch leider vergeblich, es lag in einem Sperrgebiet.
E.K.: Aber Sie haben doch auch selbst als Reiseleiterin fungiert?

Ursula Frommelt zum ersten Mal Reiseleiterin, 1979

U.F.: Vor der dritten Reise, im Jahr 1979, bat Dr. Reinbothe mich, diese doch zu leiten. Ich zögerte, aber schließlich stimmte ich zu. Sein Vertrauen gab mir den Mut zuzusagen. Die Reise ging nach Shanghai, Hangzhou, Suzhou, Beijing. Die Teilnehmer waren zwischen 18 und 70 Jahren, eine harmonische Gruppe. Es wurde eine tolle Reise. So spielen die Zufälle, so wurde ich Reiseleiterin.

Kontakt zur GDCF
E.K.: Damals hatten Sie aber schon Kontakt zur GDCF?
U.F.: Kaum, ich wußte nur, daß es eine Gruppe Maoisten war, die glaubten, daß China, das Land hinter dem Bambusvorhang, das idealste sozialisti-

sche Gesellschaftssystem der Welt sei. Als nach der Kulturrevolution die GDCF in Düsseldorf anfing, sich langsam zu läutern, nahm ich Kontakt auf. Ich schlug Dr. Reinbothe vor, mit der GDCF etwas zusammen zu machen, aber das lehnte er strikt ab. Die GDCF verbreitete sich bundesweit, das Zentrum war Frankfurt am Main. Dort wurde dann ca. 1982/83 ein Reisebüro für Chinareisen gegründet. Es waren gute Reisen mit fundierten Einführungsvorträgen vor jeder Reise. Ich habe mich dann dort als Reiseleiterin beworben.
Inzwischen hatte ich am Sinicum in Bochum einen zweiten Kurs absolviert und einen vierwöchigen Kurs an der Universität in Nanjing, um meine Sprach- und Schriftkenntnisse zu erweitern. Die ersten Reisen waren noch sehr abenteuerlich. Es gab mit den Gruppen teils auch sehr lustige oder interessante Erlebnisse. Insgesamt war es eine gute Zeit. Nach dem Massaker am Tian An Men Platz 1989 waren diese Reisen mit dem Büro in Frankfurt vorbei. Der Charakter der weiteren Gruppenreisen nach China änderte sich. Es waren nun überwiegend „Konsum"-Reisen, daran hatte ich kein Interesse. Von nun an habe ich private Reisen unternommen, das war jetzt ja möglich, unter anderem mit einer Lehrerin eine sehr interessante Reise nach Südchina, der Süden war touristisch noch gar nicht erschlossen. So sind wir zwei Frauen als erste den Mingxian-Fluß nach Xishan *[Westberge bei Kunming, Provinz Yunnan]* auf einem Schiff hinauf gefahren, eine spannende Sache.
E.K.: Haben Sie gezählt, wie viele Reisen Sie nach China gemacht haben?
U.F.: Insgesamt waren es bestimmt zwanzig, dazu kamen noch fünf Reisen nach Tibet.
E.K.: Dann haben Sie aber allerhand erlebt!
U.F.: Sicherlich, interessante tolle, aber auch teilweise schlimme, bedrückende Sachen. So mußte ich z.B. an einer öffentlichen Hinrichtung teilnehmen, weil wir nicht ausweichen konnten. Ein andermal mußte ich erleben, wie ein Dieb verfolgt wurde, keine schönen Bilder. Auf der anderen Seite wieder wunderbare persönliche Begegnungen und unerhörte Aufgeschlossenheit!

Projekt „Gastfreundschaft"
E.K.: Was hat denn Ihr Mann, der „Chinageschädigte", dazu gesagt?
U.F.: Wir hatten inzwischen auch zu Hause Chinesen, denen ich geholfen habe. Mein Mann hat viele Begegnungen begeistert mitgemacht. Mit der GDCF in Düsseldorf habe ich das Projekt „Gastfreundschaft" mit anderen zusammen fortgeführt. Dieses Projekt war mir sehr wichtig. Das ist wirkliche Teamarbeit. Die ersten Studenten, die kamen, wurden von den chinesischen Konsulaten behütet. Sie durften nur in Deutschland und im Ostblock reisen. Da haben wir angefangen, Gruppen- und Sammelvisa zu besorgen. Wir haben mit ihnen dann tolle Reisen nach Holland, Paris und anderswohin unternommen. Wir haben auch Chinesen auf eigenes Risiko mitgenommen, die wegen ihres Berufes keine Genehmigung erhalten hätten. So werde ich nie vergessen, wie ein Atomphysiker es genossen hat, z.B. im Louvre Welten eröffnet zu bekommen, zu denen er vorher keinen Zugang haben konnte. Es ergaben sich viele Begegnungen, die mich auch selbst tief berührten, so daß ich sagen konnte: „Es hat sich gelohnt!".
Wir haben auch Ausflüge in Deutschland gemacht, z.B. nach Solingen in das Messermuseum, nach Köln, Wuppertal. Weiterhin haben wir Chinesen in Situationen geholfen, mit denen sie selbst nur schwer klar kommen konnten, wenn sie z.B. einen Unfall hatten und sich nicht selbst zu melden wagten. Es waren für sie hilfreiche, für uns vielfältige bereichernde Erfahrungen.

Heutige Pläne und Aktivitäten
E.K.: Wie sieht es heute aus, was für Pläne haben Sie?
U.F.: Heute habe ich natürlich nach wie vor viele Kontakte und Begegnungen mit dieser Welt. Ich nehme teil an Treffen des GDCF, an Vorträgen, und helfe, wo ich kann, und tu das gerne.
E.K.: Sie sind auch nach wie vor sportlich?
U.F.: Na klar, bis vor einiger Zeit habe ich noch Kampfsport gemacht, heute jeden Dienstag Wassergymnastik und mittwochs allgemeine Gymnastik. Sport war schon immer Bestandteil meines Lebens und meines Wohlbefindens. Für meine Familie habe ich meine Vita aufgeschrieben, das hat viele Erinnerung wieder lebendig werden lassen. Ich muß sagen, daß ich dankbar bin und mein Leben aktiv genieße. Aber alles hat so seine Zeit. Natürlich bleibt die Verbindung zu China, auch durch das, was ich erlese.
E.K.: Ein wichtiger Punkt war auch immer das Tagebuch Ihres Großvaters [Carl Stepharius].
U.F.: Natürlich, das war mir sehr wichtig. Ich habe viel danach recherchiert und dabei auch vielfältige Unterstützung erhalten. Bis heute. Aber die Aussicht, es einmal in Händen zu halten, sehe ich nicht mehr als realistisch an. Dazu ist es zu lange her. Zum Glück habe ich noch viele andere Dokumente meiner Familie. Briefe meines Großvaters, meiner Mutter, meines Vaters und Stiefvaters: Das ist alles für mich sehr lebendig. Ich bin dabei, die ganzen Dokumente, auch die eigenen Tagebücher und Reiseberichte, aufzuarbeiten.
E.K.: Liebe Frau Frommelt, vielen Dank für dieses Gespräch.

Menschlich mutig.
Der Industrielle Willy Rudolf Foerster in Tokio

Clemens Jochem

Rennfahrer, Pilot, leidenschaftlicher Unternehmer. Dies alles war Willy Rudolf Foerster, der wohl erfolgreichste und gleichzeitig umstrittenste deutschstämmige Industrielle im Japan der 30er und Anfang 40er Jahre. Aus einer Bauernfamilie in Reichenbach/Vogtland stammend, war der Ingenieur zu Beginn der 30er Jahre über Rußland nach Japan ausgewandert. Aus kleinsten Anfängen heraus begründete er in Tokio ein millionenschweres Industrieunternehmen – die Deutsch-Japanische Maschinenfabrik (Nichidoku Kikai Seisakujo). Zeitweise beschäftigte er 1.200 Arbeiter und 180 Büroangestellte.

Willy Rudolf Foerster (1905-1966)

Politisch wollte Foerster mit dem aufkommenden Nationalsozialismus nichts zu tun haben. Insbesondere den Antisemitismus lehnte er strikt ab und verkündete „von nun an nur noch Juden in seinem Büro einstellen" zu wollen, was er „auch tat", wie der in Tokio ansässige Vertreter der Schallplattenfirma Columbia Records, Hans Alexander Straus, vom Jüdischen Flüchtlingskomitee bestätigte. Karl Rosenberg, im gleichen Komitee tätig, und hauptberuflich Leiter der Maschinenbauabteilung des Schweizer Handelsunternehmens Liebermann-Waelchli & Co. in Tokio,[1] beschrieb Foerster 1939 als einen „charaktervollen und vorurteilsfreien Deutschen von außerordentlicher Selbständigkeit". Adressat seines Briefes war ein hilfesuchender staatenloser Ingenieur in Stuttgart, der wegen seiner jüdischen Herkunft seine Stellung als Produktionsleiter eines deutschen Unternehmens verloren hatte. Freudig teilte Rosenberg ihm mit, daß Foerster sich nach Durchsicht seiner Bewerbungsunterlagen entschlossen habe, ihn einzustellen. Wenig später telegrafierte Foerster nach Deutschland und bat, eiligst „Schiffsplätze" zu belegen, damit der Ingenieur samt Familie baldigst nach Tokio kommen könne. Unter großen Schwierigkeiten gelang die Organisation der Überfahrt. Am 19. Juli, kurz vor Kriegsausbruch, traf die Familie in Yokohama ein. Allerdings, so berichtete ein sichtlich aufgewühlter Rosenberg, werde trotz einwandfreier Papiere – es sei kein „J" in den Paß gestempelt – und vorliegendem Arbeitsvertrag nun die Einreise der Familie verweigert. Momentan bemühe sich Foerster „verzweifelt", bei den japanischen Behörden eine Genehmigung zu erhalten. Er war letztendlich, wie auch in anderen Fällen, erfolgreich. Überglücklich vermerkte Rosenberg nur wenig später, daß es Foerster trotz „extremer Schwierigkeiten" gelungen sei, die notwendige Erlaubnis für die Familie zu erhalten.

Viele andere Fälle sind überliefert. So rettete Foerster noch gegen Ende des Jahres 1940 die beiden Kinder eines anderen seiner Angestellten aus Wien, wo zu diesem Zeitpunkt die Deportationen schon in vollem Gange waren. Nur wenige Monate nach ihrer Ankunft in Japan wurden sie allerdings vom Konsulat in Yokohama wegen ihrer jüdischen Herkunft ausgebürgert. Einen Versuch, die ganze Familie nach Shanghai zu deportieren, konnte Foerster jedoch vereiteln.

F. & K. Engineering Co.
リングエフケイエンヂニヤリン
Tel. Omori 6375 & 6979
Tel. Adr.: „Forster"
Mosse & Suppl.
890/4 & 952 Higashi, 2-chome, Magome, Omoriku
Import & Export, Montage & Reparatur
Ing. Willy Rudolf Forster, Inhaber und Fabrikleiter
Ernst Quastler, Ing., Betriebsleiter
E. R. Papendieck, Fabrikverwaltung
M. Papendieck, Buchhaltung
Dr. F. Vondrous, Import & Export

ADO 1939

Trotz seines Engagements war er zunächst weiterhin wegen der herausragenden Qualität seiner Produkte und seiner loyalen Angestellten unternehmerisch erfolgreich. Durch den Druck von außen bildete sich insbesondere unter seinen europäischen Mitarbeitern eine regelrechte Gemeinschaft der Ausgestoßenen. Sie bestand aus geflohenen Juden, andere Staatenlosen und Menschen, die auf andere Weise, in den Augen des deutschen Konsulats in Yokohama und der Botschaft in Tokio, die NS-Rassegesetze verletzten. So galt Foersters Betrieb für den Botschafter Ott und Polizeiattaché Meisinger[2] denn auch als „Sammelpunkt achsenfeindlicher Ausländer".

[1] 1912 von Johann Wälchli und Ernst Liebermann in Japan gegründet.

[2] Josef Meisinger (1899-1947 hingerichtet): ab 1.4.1941 Chef des Sicherheitsdienstes (SD) an der Deutschen Botschaft in Tokio und Verbindungsoffizier des SD zum japanischen Geheimdienst.

Foerster genoß die häufigen abendlichen Treffen mit seinen Büroangestellten im Wohnzimmer seiner Villa, bei denen er keine Standesunterschiede machte. Bei einem Drink wurde dann über Literatur, klassische Musik und vor allen Dingen Politik, insbesondere den Krieg diskutiert. Einer seiner Mitarbeiter erinnerte sich später dankbar an die außergewöhnliche Atmosphäre dieser gemeinsamen Treffen, bei denen man „frei und ohne die Angst, daß sich unter ihnen ein Spitzel befände" diskutieren konnte. Für Foerster, der „extrem pessimistisch" über den Krieg gedacht habe, hätten diese Gespräche eine regelrechte „therapeutische Funktion" gehabt. Seine Frustration über sein „Paria"-Dasein in Tokio hätte ihm damals schwer zu schaffen gemacht.

Besonders schmerzlich waren für Foerster Gerüchte über seine angeblich kommunistische Einstellung sowie konstruierte Behauptungen deutscher Amtsstellen über ein kriminelles Vorleben. So wurde in Tokio eine angebliche Vorstrafenliste Foersters in Umlauf gebracht. Diese betraf allerdings nicht den 1905 in Reichenbach im Vogtland geborenen Willy Foerster, sondern einen 1890 im 50 Kilometer entfernten Reichenbrand bei Chemnitz geborenen Namensvetter. Dieser war u. a. wegen Diebstahls, Hehlerei und Sittlichkeitsverbrechen vorbestraft und mehrere Jahre in Haft gewesen. Generalkonsul Seelheim, bei dem Foerster auch wegen seiner Liebe zu einer Japanerin „persona non grata" war, behauptete allerdings noch 1962 unter Eid, ihm habe 1939 eine Abschrift der Vorstrafenliste Foersters vorgelegen. Es bleibt wohl sein Geheimnis, wie Foerster 1937 bis 1938 in der Gefangenenanstalt Hoheneck in Deutschland ein Jahr lang als „Sittlichkeitsverbrecher" inhaftiert und gleichzeitig als erfolgreicher Unternehmer in Japan tätig sein konnte.

Am 24. Mai 1943 wurde Foerster zusammen mit seiner späteren Ehefrau Hideko und elf Angestellten wegen seines antinationalsozialistischen Engagements unter dem Vorwand der Spionage zugunsten der Sowjetunion verhaftet. Meisinger war es gelungen, Foerster bei den japanischen Behörden anzuschwärzen. Gegenüber Berlin behauptete er, es gäbe einen Zusammenhang mit dem Fall Richard Sorge.[3] Tatsächlich hegte Meisinger jedoch nie einen solchen Verdacht. Auch in den japanischen Ermittlungsakten zum Fall Sorge tauchte der Name Foerster nicht auf. Diese Tatsachen wurden auch später vor deutschen Gerichten bestätigt, die in ihrem Urteil feststellten, daß Meisinger Foerster bei der japanischen Polizei „wider besseren Wissens" als kommunistischen Spion denunziert habe. Tatsächlich sei Foerster wegen seiner „politische[n] Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus verfolgt" worden. Obwohl Meisinger während der Haft versuchte, ihn zu einem falschen Geständnis zu zwingen, hielt Foerster durch. Jedoch nötigte man ihn zum Verkauf seiner Fabrik, der de facto einer Enteignung gleichkam. Nach über einem Jahr Haft kamen die japanischen Untersuchungsbeamten zu dem Schluß, daß Foerster tatsächlich kein Spion gewesen war. Jedoch wurde er unter anderem wegen kritischer Äußerungen gegen den Krieg und wütender Aufrufe an die Öffentlichkeit angeklagt und zu 18 Monaten Haft auf Bewährung und zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Nur wenige Tage später stellte man ihn unter Hausarrest.

Foerster in seinem Konstruktionsbüro, etwa 1942

Drehbankabteilung der Nichidoku Kikai Seisakoju

Am 17. Mai 1945 wurde Foerster auf Betreiben Meisingers erneut verhaftet und zusammen mit Juden deutscher Abstammung und alliierten Bürgern, darunter katholische Nonnen, Missionare, Krankenschwestern, Amerikaner, Kanadier, Belgier und Holländer, in Tokio Koishikawa interniert. Zu den Gefangenen gehörten u. a. auch der Dirigent und Komponist Klaus Pringsheim und sein Sohn, der Journalist Hans Erik Pringsheim. Foerster wurde zum Sprecher der Internierten gewählt. Er versorgte die Lagerinsassen auf eigene Kosten mit zusätzlichen Lebensmitteln. Bei der Bombardierung des Lagers durch die Alliierten rettete er vielen das Leben, als er die japanische Wache überwältigte,

[3] Richard Sorge (*1895), sowjetischer Kommunist deutsch-russischer Abstammung, der während des Zweiten Weltkriegs als Journalist und Spion für die Sowjetunion in Japan tätig war. Er hatte enge Kontakte zum Deutschen Botschafter Ott. Nach seiner Enttarnung 1941 wurde er verhaftet und 1944 hingerichtet.

die den Gefangenen mit Waffengewalt das Verlassen des brennenden Hauses verwehrte.

Nach der Befreiung des Lagers durch die Alliierten lebte Foerster zunächst in einem ihm gehörenden ehemaligen Hotel in Nojiri. Durch Briefe erfuhr er, daß man ihn bereits 1936 ausgebürgert hatte. Dennoch stuften ihn die Amerikaner in Tokio als Deutschen ein. Die SCAP-Akten *[SCAP = Supreme Commander for the Alliied Powers]* über Foerster belegen, daß er auch bei den Amerikanern als notorischer Krimineller, Lügner etc. denunziert wurde. Zudem sind in den Akten gravierende Falschdarstellungen zu finden. Aufgrund derer wurde er als zu repatriierender „Objectionable German" eingestuft. Sein verbliebener Besitz wurde zur Tilgung deutscher Reparationen eingezogen. Zwanzig Jahre nach Kriegsende bestätigten deutsche Gerichte Foersters Engagement und seine Verfolgung vollumfänglich. Wie eine erst im Jahr 2012 freigegebene interne Untersuchung des CIC *[Counter Intelligence Corps (Militärischer Abwehrdienst der USA)]* von 1947 bestätigt, waren den alliierten Behörden in Japan tatsächlich noch vor Foersters Repatriierung alle ihn entlastenden Fakten bereits bekannt. Dennoch wurden noch Jahre später auch von alliierter Seite falsche Behauptungen aufrechterhalten. Foerster verstarb wenige Monate nach dem Urteilsspruch am 19.02.1966 in Heppenheim a. d. Bergstraße.

Hideko Foerster mit Tochter Erica

Seine Biographie mit einem persönlichen Nachwort seiner Tochter Erica „Mein Vater Willy Rudolf Foerster" ist kürzlich erschienen:

Clemens Jochem: Der Fall Foerster. Die deutsch-japanische Maschinenfabrik in Tokio und das Jüdische Hilfskomitee. Berlin: Hentrich & Hentrich Verlag (2017), 262 S., 10 Abbildungen, ISBN 978-3-95565-225-8. – € 19,90 (StuDeO-Bibl. 3605).

Berichtigung: Bei der S. 114f. abgebildeten Fabrik handelt es sich nicht um eine Fabrik von Foerster, sondern um die eines Freundes und Geschäftspartners. Der Irrtum entstand, weil sich das Foto im Nachlaß W. R. Foerster befindet.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Koblitz, Franziska: Die Frauen von Lampersari. In einem japanischen Frauenlager auf Java 1941-1945.[1] Wien: Czernin Verlag 2016, 126 S., ISBN 978-3-7076-0566-2. – € 19,90.

Unseren Lesern ist weitgehend bekannt, wie es nach dem Überfall des Deutschen Reiches auf die Niederlande am 10. Mai 1940 den deutschen Staatsbürgern in Niederländisch-Indien ergangen ist: sofortige Internierung der Männer, dann der meisten Frauen und Kinder und Ausreise vieler im Juni 1941 nach China und Japan, die deutsche Gemeinschaft Sarangan auf Java usw. Weniger bekannt ist das Schicksal der Holländer, als Japan im März 1942 ihre Kolonie überfiel und in Besitz nahm.

Franziska Koblitz geb. Czernin (1910-2000) schildert ihre Erinnerungen an diese Zeit auf Java. Ihr Mann und sie, beide gebürtige Österreicher, hatten gerade erst, kurz vor Kriegsbeginn, die 1932 beantragte und nach dem „Anschluß" Österreichs im März 1938 herbeigesehnte niederländische Staatsangehörigkeit erhalten. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 ahnten die mit den USA verbündeten Holländer zwar, daß ihre Kolonie ebenfalls bald unter die Herrschaft der nach ganz Südostasien greifenden Japaner geraten würde. Trotzdem flüchteten die meisten nicht. Auch nicht das Ehepaar Koblitz. Dem aus einer adligen Familie stammenden Johann Friedrich Freiherr von Koblitz-Willmburg (1895-Nov. 1944) wäre es gegen Ehre und Gewissen gegangen, seinen Posten und die Belegschaft im Stich zu lassen. „Die Holländer waren seine Freunde, er wollte ihr Los teilen." Er vernichtete sogar die ihnen nach dem „Anschluß" aufgezwungenen, verhaßten deutschen Pässe. Hans Koblitz war Direktor der Zukkerfabrik Assembagoes und ihrer Plantagen. Wenn er gewußt hätte, welches Schicksal ihn, seine Frau und die beiden vier- und sechsjährigen Töchter erwartete, hätte er sicher anders entschieden. Er selbst überlebte die Gefangenschaft bei Hunger und Folter nur eineinhalb Jahre.

„Die Internierung der Zivilist(inn)en, die die holländische Kolonialmacht repräsentierten, gehörte zur japanischen Besatzungsstrategie", so Judith

[1] Die Zeitangaben im Titel sind irreführend: Die Verfasserin kam im Sommer 1943 das erste Mal in ein Lager (Malang) und erst im Februar 1944 nach Lampersari.

Brandner in ihrem Vorwort, in dem sie die familiären und politischen Hintergründe gut darstellt. Da Franziska Koblitz, wenn nötig, auch Erklärungen in ihre Erinnerungen einfügt, ist das Buch ein äußerst wertvolles Zeitdokument. Die zum Teil erschreckenden Ereignisse beschreibt sie ohne Larmoyanz. Eine gut erzählte wahre Geschichte, deren Lektüre man kaum unterbrechen kann.

Koblitz durfte die Fabrik noch so lange leiten, bis die neuen Herren eingearbeitet waren. Die Japaner ersetzten nach und nach die Holländer durch eigene Leute, zuletzt den Direktor, und internierten sie anschließend. Eine Zeitlang durfte Frau Koblitz noch in der Direktionsvilla wohnen bleiben und wurde höflich von dem Japaner Takagi behandelt. Bald wies er sie jedoch in ein schlichtes Angestelltenhaus ein, wo sie weiterhin von ihrem Personal umsorgt wurde, und schließlich Ende August 1943 in das Frauenlager Malang. Sie konnte einen Teil ihres Haushalts, Wertsachen und unbeschränkt Geld mitnehmen. Von nun an mußte sie sich selbst um alles kümmern. Für die Internierung von Tausenden Frauen und Kindern war ein kleiner Stadtteil eines Vororts mit Stacheldraht umzäunt worden. Der japanische Lagerkommandant erschien ihnen wohlgesonnen und es gab alles – Markt, Krankenhaus, Kirchen –, bis auf Schulen. Ende 1943 begann jedoch der Abtransport der Internierten ins Unbekannte, wobei nur die Mitnahme von Koffern, Rucksäcken und Körben erlaubt war. Die Verfasserin, die erst am 28. Februar 1944 drankam, beobachtete entsetzt, wie die verlassenen Häuser geplündert wurden, zuerst von den Japanern, dann von den Einheimischen.

Nach einer langen, strapaziösen Fahrt, auf Lastwagen stehend und in überfüllten Zügen schmachtend, von javanischen Soldaten bewacht, erreichten sie in der Nähe der Hafenstadt Semarang in Zentraljava das Lager Lampersari. Demgegenüber war Malang ein „Paradies" gewesen, wie Franziska Koblitz bald feststellen mußte. Lampersari umfaßte zwei Vorstadtstraßen und Kampongs (Bambushütten für Einheimische) in einem ungepflegten Wohnviertel, das für die Gefangenen geräumt und von einem hohen Doppelzaun umgeben war. Zwischen Bambus- und Stacheldrahtzaun patrouillierten Soldaten. Sie hatte Glück, sie wurde mit ihren Töchtern in eine aus zwei kleinen Räumen bestehende Bambushütte eingewiesen, die die rücksichtsvolle Frau Kolb, eine Lehrerin, mit ihren zwei Söhnen bereits bewohnte und vorher gründlich gesäubert und desinfiziert hatte.

Bei ihrer Ankunft befanden sich 2.000 Frauen und Kinder im Lager. Ihre Zahl stieg bis zur japanischen Kapitulation auf 7.000 an (die später Eingelieferten kamen in Massenunterkünfte), ohne daß sich die Versorgung mit Lebensmitteln entsprechend erhöht hätte. Anfangs überließen die Japaner die Frauen ihrem Schicksal, sie mußten ihre Verpflegung selbst in die Hand nehmen, eine Lagerküche betreiben, Brennholz herbeischaffen, eine Krankenstation (ohne ausreichende Medikamente) unterhalten etc. Eine neue Lagerleitung aber verschlimmerte die Behandlung der Internierten schrittweise ins Unerträgliche. Die Internierten wurden zu Kriegsgefangenen erklärt, absolute Disziplin wurde eingefordert, täglich kamen neue Verordnungen und Verbote hinzu, bei den kleinsten „Vergehen" gab es Ohrfeigen, auch Brutaleres. Die tägliche Essensration für jeden bestand aus einer Breipampe morgens, einer Handvoll gekochtem Reis, 3-4 Eßlöffeln Gemüsesuppe und manchmal einem Stückchen Brot. Frösche, Schlangen und Ratten mußten als Fleischbeilage ihr Leben lassen. Die Gedanken, besonders der Kinder, kreisten nur noch ums Essen. Jeden Tag starben Frauen, zuletzt täglich zehn. Die Verfasserin vergleicht Lampersari zu Recht mit einem Konzentrationslager *(vgl. ihre Weihnachtserzählung in diesem Heft S. 4)*.

Tiefe Verbeugung beim Morgenappell

Im August 1945 kündigten Gerüchte und über dem Lager kreisende holländische, englische und amerikanische Flugzeuge das Ende des Krieges an. Die japanische Lagerleitung schwieg, teilte aber doppelte Portionen Reis und Zucker aus. Nach der Kapitulation Japans bekam der Lagerzaun Löcher und der Tauschhandel mit der Bevölkerung (Kleidung gegen Nahrung) setzte ein. Weil die Amerikaner und Briten nicht für ihre Sicherheit garantieren konnten, sollten die Frauen im Lager bleiben und die bisherige Lagerleitung für Ruhe und Ordnung sorgen. Denn die Javaner probten den Aufstand gegen die Kolonialmacht, kämpften um Freiheit und Selbständigkeit. Doch Franziska Koblitz verließ das Lager im September auf eigenes Risiko und schlug sich mit ihren Töchtern insgesamt neun Monate in Malang durch. Als die Aufständischen anfingen, die gerade freigewordenen Holländer wieder zu internieren, gab sie sich als Österreicherin zu erkennen: „Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich wollte am Leben bleiben, lebend mit meinen Kindern aus diesem Land herauskommen." Mit Hilfe der Briten und Holländer gelang ihr im Sommer 1946 die Rückkehr in ihre Heimat.

Walravens, Hartmut (Hrsg.): Fritz Weiss. Als deutscher Konsul in China. Erinnerungen 1899-1911. Asien- und Afrika-Studien der Humboldt-Universität zu Berlin, Band 50. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2017, 301 S., ISBN 978-3-447-10850-8. – € 58,00.

Erfrischend offen und höchst informativ beschreibt Fritz Weiss (1877-1955), der „fixe junge Mann mit guten Manieren" (S. 72) – ein Ausspruch von Sophie Knappe, der Ehefrau des Shanghaier Generalkonsuls Wilhelm Knappe – seine Herkunft, die Jugendjahre in Köln, die Studienzeit und seine ersten zwölf Chinajahre. Die in den 1940er Jahren aufgezeichneten Erinnerungen basieren auf Briefen, die er seinen Eltern von seinen Reisen und beruflichen Stationen schrieb: Tsingtau, Shanghai, Canton, Tientsin, ganz kurz Nanking, schließlich Chungking und Chengtu in der Provinz Szechuan.

Sein Vater Emil Weiss (1830-1904) stammte aus der alten alemannischen Familie Wyss in der Schweiz, seine Mutter Ludmilla (1847-1933) aus der Klavierbauerfamilie Ascherberg in Dresden. Mutter und Sohn spielen zeitlebens gerne und gut Klavier. Nach dem Abitur in Köln entscheidet sich Fritz, der als Kind schon für China schwärmte, für das Chinesischstudium, das er durch ein Jurastudium ergänzt. Letzteres schließt er im Wintersemester 1898/1899 in Berlin ab. Die chinesischen Sprachkurse am Orientalischen Seminar Berlin beendet er im August 1899 mit der Diplomprüfung – nach vier statt nach sechs Semestern, weil in dem neuen Pachtgebiet Kiautschou dringend Sprachkundige gebraucht werden. Der Vater unterstützt seinen einzigen Sohn liebevoll bei allem, auch bei seinen ersten Schritten in China. Seine hohe Position als Direktor der Rheinischen Eisenbahngesellschaft ermöglicht es ihm, sich für seinen Sohn bei der Berliner Regierung einzusetzen. Fritz Weiss' erste Stellung beim Chinesischen Seezoll in Tsingtau erweist sich allerdings als Flop. Die damals noch sehr überschaubare deutsche Siedlung, wo jeder jeden kennt und beobachtet, und die Dienstauffassung des pedantischen allmächtigen Seezolldirektors Ernst Ohlmer sagen ihm nicht zu.

Bereits nach einem Jahr, im Dezember 1900, kann Weiss in den Reichsdienst als Dolmetschereleve an das Generalkonsulat Shanghai wechseln. Die großstädtische Atmosphäre ist ihm viel angenehmer. Generalkonsul Knappe (1855-1910) nimmt ihn unter seine Fittiche und vertraut ihm u.a. die Beobachtung von Grundbuchsachen, die Angelegenheiten der deutschen Schule und Kirche und einen Teil des chinesischen Briefverkehrs an. Jeden Tag bekommt er zwei Stunden bezahlten Chinesischunterricht, wie übrigens schon in Tsingtau, wo er vor dem Seezoll zweimal eine Prüfung ablegte. Fritz Weiss glaubt, daß er vor allem Knappe seine schnelle Karriere verdankt: nach weniger als fünf Jahren etatsmäßiger *[festangestellter]* Dolmetscher in Nanking, 1905 „in charge" in Chungking, 1907 „acting Consul" und „full consul" in Chengtu.

In den zwei Jahren am Konsulat in Canton, an das er im September 1901 versetzt wird, besteht seine Haupttätigkeit außer im Dolmetschen in der Eintreibung außenstehender Forderungen. Auch muß er bei Gerichtssachen assistieren, dabei Folterungen mitansehen und Hinrichtungen begleiten, was zwar anfangs seine Neugier befriedigt, ihn aber letztlich entsetzt. Mit Konsul Karl Lang versteht er sich dienstlich und privat sehr gut, sie unternehmen zusammen mehrere, teils wagemutige Reisen ins Landesinnere. „Jedenfalls war ich *[...]* stets bemüht, meinem Aufenthalt auf Shamien[2] auch andere als nur dienstliche Reize abzugewinnen." (S. 115)

Auf seinem nächsten Posten, Tientsin, bleibt er nur ein Jahr und verbringt in dieser Zeit außerdem einen langen Urlaub auf einer Rundreise durch Japan („peinlich sauber" im Kontrast zu China), er besucht auch das Seebad Peitaiho und die Hauptstadt, wo er einen prunkvollen Empfang beim chinesischen Generalgouverneur erlebt. Tientsin unterscheidet sich von Canton durch eine alteingesessene deutsche Kolonie und eine deutsche Besatzungsbrigade. Kennzeichnend für die Stadt mit den fremden Konzessionen sind die internationalen „paperhunts", die Weiss auf dem Rücken der mongolischen Ponys schätzenlernt. Eines Tages wird ihm – ohne Vorbereitung – ein allerdings schon lange drohendes Examen abgenommen. Konsul Paul Eckardt prüft ihn unter anderem in Vertragskunde und Geographie und der Sinologe Emil Krebs,[3] Erster Dolmetscher der Pekinger Gesandtschaft, in Chinesisch.

Weiss soll anschließend in Chengtu, der Hauptstadt der Provinz Szechuan, weit im Landesinneren, das erste deutsche Konsulat einrichten. Die viermonatige Reise führt ihn von Tientsin über Tsingtau, Shanghai, mit Zwischenstationen in Nanking, Anking, Hankow, Hanyang den Yangtse flußaufwärts über die gefährlichen Stromschnellen bis Chungking, das er endlich am 12.12.1904 erreicht. Die letzte bergige Strecke bis Chengtu legt er auf dem Landweg in einer Sänfte, begleitet von Lastenträgern, in zwölf Tagen zurück. In Chengtu ist er sehr unglücklich, er fühlt sich von der Welt abgehängt. Briefe und Pakete von und nach Deutschland dauern bis zu 120 Tage. Er ist der

[2] Das deutsche Konsulat befand sich auf der ehemaligen „Fremdeninsel" Shamien im Perlfluß vor Canton.

[3] Vgl. Peter Hahn (Hrsg.): Emil Krebs. Kurier des Geistes (2011), StuDeO-Bibl. 3181.

einzige Deutsche in einer mittelalterlich geprägten Stadt. Da Chengtu dem Fremdhandel noch nicht geöffnet ist, sieht das Auswärtige Amt offenbar die Sinnlosigkeit seines Aufenthalts ein und veranlaßt im Mai 1905 seine Versetzung nach Chungking. In dieser Großstadt am Zusammenfluß von Yangtse und Yialing befinden sich mehrere ausländische Vertretungen, doch erst eine deutsche Firma, Arnhold, Karberg & Co. Dem „acting consul" Weiss stehen nur wenige Mitarbeiter zur Seite. Bald treffen weitere Deutsche in Chungking ein, z.B. der tüchtige Stabsarzt Dr. Paul Aßmy.

Nach über sechs Jahren Dienst wird Fritz Weiss endlich der erste Heimaturlaub genehmigt. Gut erholt kehrt er im August 1907 nach Szechuan zurück. Sein zweiter Anlauf, in Chengtu ein Konsulat einzurichten, verläuft erfolgreich. Er erwirbt das außerhalb der schwülstickigen Stadt gelegene komfortable ehemalige USA-Konsulat als Dienstgebäude mit Wohnung. 1908 werden ihm Wilhelm Frederking als Sekretär und der Dolmetschereleve Martin Fischer (1882-1961) zugeteilt,[4] der in erster Linie die von Weiss ins Leben gerufene Schule für Chinesen leiten soll. Als Lehrkraft kommt Theodor Sperlein aus Deutschland hinzu. Auch hier erkundet Weiss das Land und unternimmt mehrere Reisen, z.B. nach Osttibet und in die Südprovinzen, während Fischer ihn vertritt.

Empfang im deutschen Konsulat Chengtu 1909-1910
Fritz Weiss rechts, neben ihm Martin Fischer

Am 10.11.1910 tritt Weiss seinen zweiten Heimaturlaub an. In Berlin macht er die üblichen Rundvisiten im Auswärtigen Amt, legt sein Konsulatsexamen ab und wird zum Kaiserlichen Konsul für die Provinz Szechuan ernannt. Bei einer privaten Einladung lernt er Hedwig Sonnenburg (1889-1975) kennen, die er im Juli 1911 heiratet – womit das Buch leider endet.

Sie wird mit ihm nach Chengtu reisen, dessen Konsulatsleitung er bis Februar 1914 innehat, und „woran sich die kommissarische Leitung des neu eingerichteten Konsulats in Yunnanfu anschloß (bis zum 14.3.1917, da der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu seiner Abreise [und der von Frau und Kindern] führte)" – so der Herausgeber in seiner kurzen Biographie von Fritz Weiss (S. 13). Hedwig Weiss-Sonnenburg war „als Schriftstellerin besonders durch eine Reihe von Kinderbüchern bekannt" (z.B. „Das Buch vom kleinen Chinesen Li"). Fritz Weiss selbst publizierte eine Anzahl Reise- und Konsulatsberichte, die im Schriftenverzeichnis aufgeführt sind (S. 14-17).[5]

In seinen Erinnerungen behandelt er auch die damaligen politischen Großereignisse – den Boxeraufstand 1900, den Russisch-Japanischen Krieg 1904/05, die Auswirkungen der zwei kaiserlichen Todesfälle im Jahr 1908 und die revolutionären Bewegungen, die er im Süden Chinas verfolgen konnte und die den Sturz des Kaiserreichs (am 10.10. 1911) einleiteten. Somit bieten seine Aufzeichnungen nicht zuletzt Informationen aus erster Hand über das China von vor über hundert Jahren.

Weiss erzählt anschaulich und erlaubt erhellende und vergnügliche Blicke hinter die Kulissen des diplomatischen Betriebs. Die 38 großformatigen Privatfotos runden seine Chinaerinnerungen ab. Wie alle von Hartmut Walravens herausgegebenen Bücher enthält auch dieses ausführliche, gründlich recherchierte Kommentare in Fußnoten (528 Stück), so daß die hochinteressante Publikation mit Hilfe des Namenregisters außerdem als Nachschlagewerk dienen kann.

Tsingtau gestern – Qingdao heute. Ein Handbuch für den historisch interessierten Besucher (2017). Dagmar Severins Reiseimpressionen ab 2010 mit zahlreichen guten Farbfotos (z.T. alte Schwarzweiß-Fotos zum Vergleich). Spiralgebundene Broschüre (DIN A4), 210 S.

Die Verfasserin stellt die ehemals deutsche Stadt anhand der Straßenzüge vor, mit alphabetischer Nennung der chinesischen und der früheren deutschen Straßennamen, angefangen mit „Anhui Lu/ Albertstraße", und schließt die Beschreibung von Regionen an, z.B. das Laoshan-Gebirge.

Das Handbuch kann über Dagmar Severin bezogen werden (E-Mail: severindagmarpaulamagda@web .de), andernfalls über Renate Jährling (Adr. S. 2), die die Bestellung an Frau Severin weiterleitet.

Kosten: € 35,00 (Selbstkostenpreis) + Plastikbox: € 2,00 + Versand in Deutschland: € 4,00.

[4] Vgl. Martin Fischer: Szetschuan. Diplomatie und Reisen in China während der letzten drei Jahre der Kaiserzeit (1968), StuDeO-Bibl. 0833.

[5] Die Familie Weiss nahm 1951 die ursprüngliche Schreibweises ihres Namens, Wyss, wieder an. Die Filmemacherin Tamara Wyss (1950-2016) beschäftigte sich u.a. mit dem Leben ihrer Großeltern in China (vgl. Dokumentarfilm „Die chinesischen Schuhe" 2004).

Vermischtes

Leserbriefe

Zum Jahresende möchte ich der Redaktion für die interessanten und inhaltsreichen StuDeO-INFOs und die Sonderausgabe zum Gedenken an Herrn Wilhelm Matzat danken. *[...]* All die Ergänzungen und Erklärungen in und unter den Artikeln sowie den historischen Fotografien finde ich besonders lobenswert. Denn ohne die archivierten Schätze würden alle Erinnerungsartikel nur halb so interessant und verständlich für den Leser sein.

Anne-Marie Chow

Soeben habe ich die letzte Ausgabe (Juni 2017) des StuDeO-INFO durchgelesen und habe mit großem Erstaunen und Freude Ihren Artikel über Frau Kleimenhagen, für mich Frl. Steybe, gelesen. Sie war meine erste Lehrerin in den Bergen von Chungking (Chongqing) in Szechuan bei den Missionarsfamilien Kamphausen und Busse. Ich war damals sieben oder acht Jahre alt. Meine Familie durchlebte damals auch die Kriegsjahre in Chongqing. Wir wohnten außerhalb der schwer bombardierten Stadt in den Bergen, auf "the first range", und die Missionarsfamilien auf "the second range". Eine gute 3/4 Stunde zu Fuß mit Begleitung von unserem lieben Lau Li. Ein unvergeßlicher Unterricht mit Frl. Steybe war meine erste Geographiestunde über die Insel Rügen. Ich konnte schlecht Deutsch, Deutschland war weit, weit weg, aber die Insel wurde mir ein Begriff – bis heute. Leider war ich noch nie dort! Sonst war meine Schule zu Hause – deutsche Grammatik mit meinem Vater und Rechnen und Lesen in Englisch mit meiner Mutter. In die chinesische Schule wurde man nicht geschickt, leider leider. Das war halt damals so!

Dorothy Held geb. Werner

Wilhelm Matzat kannte ich nicht persönlich, aber er war mir als Autor ein Begriff. Wir sind auch beide in dem Begleitband des Deutschen Historischen Museums (DHM) zu 100 Jahre Tsingtau vertreten *[Ausstellung im Zeughaus in Berlin im März 1998]*. Davon gibt es inzwischen auch eine Ausgabe in chinesischer Sprache.

Gerhard Krebs, *Historiker und Japanologe*

Es sind sehr beeindruckende Zeugnisse von einer über 100 Jahre alten Vergangenheit darin enthalten. Die Pflege und Aufmerksamkeit der chinesischen Bevölkerung und ihrer Verwaltung in Qingdao für diese alten deutschen Kulturgüter ist bewundernswert, insbesondere, wenn ich bedenke, daß das Deutsche Reich Ende des 19. Jahrhunderts dort nicht aus Freundschaft aufgetreten ist. Es ist schön zu sehen, daß alte freundschaftliche persönliche Beziehungen zu Qingdao nun auch wieder auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet fortgeführt werden.

Harald Lange, *Enkel von Friedrich Mahlke (Entwurf des Gouvernements-Dienstgebäudes)*

Zwei wunderbare StuDeO-Hefte liegen vor mir, ein Grund, endlich einmal „Dankeschön" zu sagen für Ihre viele Mühe und großartige Kompetenz, für die liebevolle Auswahl und Gestaltung der Hefte, die mich jedesmal überraschen. Das Memoriam ist besonders gelungen und hat bewirkt, daß ich diesen bewundernswerten Menschen, den ich bisher nicht kannte, nun verehre und seinen Tod bedaure. Lange Zeit wußte ich nicht gut über Deutsche in China oder über Tsingtau Bescheid, meine Kenntnisse waren immer „japanbezogen" – durch die vielen Berichte, Briefe, Lebensläufe der Deutschen in China, die ich durch die StuDeO-Hefte kennenlernte, habe ich einen viel engeren Bezug und mehr Kenntnisse bekommen.

Lilo Schmidt, *Lehrerin in Tokyo 1956-60, 1964-71, vgl. INFO Juni 2015, S. 49*

Ihr habt mal wieder so atemberaubende Geschichten und Fotos in dem Heft gebracht, die uns schier verzaubert haben! Wie schafft Ihr das immer wieder! Mein Vater *[Hans Suhr]* ist immer wieder erstaunt über die Unmengen an Informationen und vor allem die Details, an die sich so viele erinnern können.

Marion Suhr-Mäurich

Auch unsere Mitglieder [der Japanisch-Deutschen Gesellschaft Osaka e.V.] lesen diese Schrift mit großem Interesse. Wir haben jetzt guten Kontakt zur Deutsch-Japanischen Gesellschaft Lüneburg *[Partnerstadt von Naruto]*.

Ms. Nobuko Wada

Ausstellungen 2017

Begegnungen hinter Stacheldraht. Deutsche Kriegsgefangene im Lager Bando in Japan 1917-1920. Die am 28. April 2017 eröffnete Sonderausstellung des Museums Lüneburg erzählte die ungewöhnliche Geschichte des japanischen Lagers Bando, in dem im Ersten Weltkrieg rund 1000 deutsche Soldaten [Tsingtaukämpfer] interniert waren. Unter einer liberalen Lagerleitung entwickelte sich ein vielfältiges kulturelles Leben, das langfristig zum Aufbau freundlicher Beziehungen zwischen Japan und Deutschland beigetragen hat.

Nach dem Ende des Ausstellungszeitraums am 27. August 2017 wird die Sonderausstellung zu einer transportablen Wanderausstellung umgearbeitet und ab 2018 zunächst in verschiedenen Städten Niedersachsens zu sehen sein. (Aus Pressemitteilung des Museums Lüneburg).

Sehr zu empfehlen ist der gleichnamige Katalog zur Ausstellung: Hrsg.: Museum Lüneburg Band 2 (2017), 151 S., zahlreiche farbige Abb., Sprachen: Deutsch und Englisch, ISBN 978-3-946481-01-0. – € 12,80.

Der in der Ausstellung gezeigte Dokumentarfilm von Brigitte Krause über Bando „Feinde/Brüder" (2014) ist auf DVD oder Blu-Ray erhältlich.

Erzählnachmittag in Lüneburg (Pressefoto)

Rahmenprogramm zur Bando-Ausstellung. Am 11. März 2017 wurde das neue Audi-Max der Lüneburger Leuphana Universität, nach Plänen von Daniel Libeskind erbaut, mit einem großen Festakt eröffnet. Gleichzeitig wollte man an das vor genau 100 Jahren in Bando eröffnete Kriegsgefangenenlager erinnern und spannte mit der Aufführung der Neunten Symphonie von Beethoven einen Bogen zu der bevorstehenden Bando-Ausstellung. Bekanntlich kam dieses Werk durch das Lagerorchester zum ersten Mal in Japan zur Aufführung. Um das zu dokumentieren, hatte man 200 Sänger und Sängerinnen aus Naruto nach Lüneburg eingeladen. Verstärkt durch Chöre aus Lüneburg und Umgebung entstand ein stimmgewaltiger Chor, der im Verein mit dem Lüneburger Symphonieorchester das Werk grandios zur Aufführung brachte. Unter den Zuhörern waren auch – geladen von der Stadt Naruto – viele Nachkommen von ehemaligen Gefangen, z.B. Siems Siemssen, und ich *(im Pressefoto 2. und 3. von links)*.

Wir nahmen außerdem an einigen der sechs interkulturellen Veranstaltungen des Rahmenprogramms teil, darunter am „Erzählnachmittag", an dem wir beide sowie Jobst von Saldern *(im Foto sitzend)* und Friederike Koch über ihre Vorfahren erzählten (moderiert von Frau Prof. Heike Düselder, der Direktorin des Museums Lüneburg), und an der Vorführung des außerordentlich beindruckenden Films „Feinde/Brüder" mit anschließendem Gespräch mit der Filmemacherin Brigitte Krause. Wissenschaftlicher Mittelpunkt war aber das halbtägige Symposion mit hochkarätigen Vorträgen von Gerhard Krebs, Rolf-Harald Wippich, Hans-Joachim Schmidt und Frank Käser.

Das Vorhaben, das Archiv von Bando der UNESCO zur Aufnahme in das Weltdokumentenerbe vorzuschlagen, wurde positiv beschieden. Das zeugt von der großen Bedeutung, die der Geschichte von Bando beigemessen wird.

Ein Hinweis: Zur hundertjährigen Wiederkehr der Erstaufführung der Neunten am 1. Juni 2018 ist ein großes Openair-Konzert in Bando/Naruto mit einem 2000-stimmigen Chor geplant.

Freya Eckhardt

Ev. Christen aus Peking bei „500 Jahre Reformation" in Wittenberg. Pfarrer Ralf Richter und Mitglieder der Ev. Gemeinde Deutscher Sprache (EGDS) Peking sowie zwei chinesische Pastoren beteiligten sich an der Themenwoche „Eine Welt" vom 2. bis 7. August. Ihr Standort war – gemeinsam mit einer Gemeinde aus Australien und Afrika – das „Zelt der Ökumene" (s. Foto S. 51).

Tianjin – Kiautschau. Aufbruch in die Moderne. Die Namensgebung „Kiautschau" für die ab 1897 errichtete Arbeitersiedlung in Worms war für das Tianjin Museum of Modern History (TMM) mit ein Anlaß für diese Ausstellung in der Hochschule Worms (22. Mai – 3. Juni 2017). Die von der Stadt Worms unterstützte Ausstellung zeigte die damalige Begeisterung für Kolonien und Marine, beschrieb das Leben in Tianjin (Tientsin) und erzähl-

te die Geschichte deutscher Persönlichkeiten in in der Stadt wie Gustav Detring, Constantin von Hanneken, Otto Kreier (Hotelier), Albert Kiessling (Konditor) und John Rabe (Siemens China).
Die Eröffnungsveranstaltung in der Aula war sehr gut besucht. Anwesend waren u.a. Frau Hang Ying (Gründerin des TMM) und ihre Familie (Sohn Louie Liu ist der heutige Kurator), Prof. Jürgen Bosch (er ist leider im Oktober verstorben), der die Ausstellung wesentlich mitgestaltet hat, seine Frau Jia Feng, Karl C. Lange (Enkel von C. v. Hanneken), Steffi Kiessling-Plewa, Thomas Rabe, ***, ***, Lilo Schmidt, Hans Suhr, Marion Suhr-Mäurich, Heidi Meske, Barbara Schmitt-Englert, Siegfried Englert, ***, Renate Jährling.

Ausstellungseröffnung „Tianjin – Kiautschau" Worms, 22. Mai 2017 Prof. Jürgen Bosch †, umrahmt von seiner Ehefrau (re.) und Frau Hang Ying

Renate und Klaus Swoboda Mukden, 1940er Jahre (Die Kinderkleidung wurde vermutlich von Emigranten gefertigt.)

Es lagen gute Farbbroschüren aus (DIN A4, 52 S.), die alle Schaubilder der Ausstellung wiedergeben. Eine pdf-Datei dieser Broschüre kann über R. Jährling bezogen werden.

„Tianjin – Hamburg, Aufbruch in die Moderne". Zeitversetzt zu Worms wurde eine Tianjin-Ausstellung am 31. Mai 2017 im „Haus im Haus" der Handelskammer Hamburg eröffnet. Veranstalter waren wiederum das Tianjin Museum of Modern History (TMM), in Zusammenarbeit mit der Handelskammer und der Chinesisch-Deutschen Gesellschaft Hamburg.
Es hielten Ansprachen: Corinna Nienstedt (Leiterin des Geschäftsbereichs International der Handelskammer Hamburg), der chinesische Generalkonsul Congbin Sun, Hang Ying (Gründerin des TMM), Huiwen Zhang-Dirks (Vizepräsidentin der Chinesisch-Deutschen Gesellschaft Hamburg) und *** (Kennerin ihrer Heimatstadt Tientsin/Tianjin)[1].

Zu der Eröffnungsfeier am 31. Mai 2017 kamen nicht nur Chinadeutsche oder ihre Nachkommen – wie z.B. Natalie Vidal geb. Gross, Steffi Kiessling-Plewa, Constantin von Hanneken, Hilke Veth, Dr. Siems Siemssen –, sondern auch viele heute in Norddeutschland lebende Tianjiner. Auch sie möchten die Geschichte der eigenen Heimat kennenlernen.

Xin Liu *(im Worms-Foto ganz links), Tochter von Frau Hang Ying, TMM-Mitarbeiterin*

Allerlei

Repatriierung aus Japan und China vor 70 Jahren. Renate Bolln geb. Swoboda erinnert an die 70. Wiederkehr der Fahrt auf der „General Black",[2] auch „das Diplomatenschiff" genannt. Der US-Truppentransporter verließ Yokohama am 20. August 1947 mit deutschen Diplomaten und zahlreichen Zivilisten an Bord, legte in Shanghai an, um weitere Deutsche, darunter die Familie Swoboda aus Mukden (heute Shenyang) aufzunehmen, verließ Shanghai am 1. September und traf am 1. Oktober in Bremerhaven ein. Die Deutschen wurden zunächst per Bahn in das amerikanische Auffanglager Ludwigsburg transportiert.[3]
Renate Bolln legte Fotos von ihrer Kinderzeit bei und schrieb dazu: „Ich möchte gerne noch einmal all die Kinder und Jugendlichen in Erinnerung bringen, die in den 1940er Jahren in Mukden lebten: wir Zwillinge Klaus und Renate Swoboda (geb. 1939), die drei Brüder Weking, Rolf und Helmut Schröder, Else und Alexander Ramm, Christa Bues, Elke Höhlmann, Sabine und Brigitte Kluge, Thommy Griess, Lonia Leutloff und seine Geschwister, Dieter Leutelt, Günter Joedicke [Sohn der heute 104j. Rose Joedicke]. Als Jugendliche waren es: Inga Iben, Ruth Böhler, Marianne Bass, Wolfgang Beil. Die Fotos entstanden alle im Deutschen Klub Mukden, wo es ein Klubhaus, Schule, Tennisplatz und eine Sandkiste gab."

[1] *** Autobiographie erschien im Ostasien Verlag, Gossenberg 2011, unter: Helen Wolf: Geboren in China. Eine Familiengeschichte in mehreren Welten. 1890-1954.

[2] Vgl. ihr Bericht im StuDeO-INFO April 1997.

[3] Der „General Black" gingen drei amerikanische Repatriierungstransporte voraus: die „Marine Robin" im Juli 1946 (ab Tientsin, Shanghai), die „Marine Jumper" im Februar 1947 (ab Yokohama, Shanghai) und die „Marine Lynx", mit der vor allem deutsche Emigranten heimgebracht wurden (im Juli 1947 ab Shanghai).

Qingdao-Delegation in Deutschland
Eine Delegation der „Gesellschaft für Deutschlandstudien der Stadt Qingdao" machte vom 10. Oktober bis 3. November eine fachorientierte Rundreise durch Deutschland, wobei sie am 28. Oktober auch mit dem StuDeO-Vorstandsvorsitzenden Dr. Alexander Röhreke und mit Dr. Eike Bracklo, geboren in Qingdao, im Konfuzius-Institut München zusammenkam. Am 18. Oktober gab es u.a. im Internationalen Maritimen Museum Hamburg ein Treffen mit der ebenfalls in Qingdao geborenen Gisela von Goldammer geb. Dohse. Am nächsten Abend traf man sich wieder im Konfuzius-Institut Stralsund zu einer Filmvorführung und einem Vortrag über das alte Tsingtau. Eine weitere Begegnung mit einem Qingdao-Geborenen, nämlich mit Ulrich Sieber, einem Sohn des Leiters der ehemaligen Deutschen Schule, fand am 30. Oktober in den Räumen der „Marinekameradschaft ‚Tsingtau' Esslingen 1911 e.V." statt.

Filmpremiere „De Ondergang van de Van Imhoff" am 3. Dezember in Hilversum. Die mehrmals von StuDeO erwähnte niederländische TV-Dokumentation über den Untergang der „Van Imhoff" mit 411 deutschen und österreichischen Zivilisten am 19. Januar 1942 kommt am Sonntag, 3. Dezember 2017, erstmals zur Aufführung. Im Rahmen einer „Premieren-Party" wird an diesem Tag die dreiteilige Fernsehserie gezeigt, in Anwesenheit der Protagonisten Anouk Hoeksema (Enkelin des Kapitäns), Thomas Heindl (Urgroßenkel des geretteten Österreichers Dr. med. Karl Heidt) und dem Holländer Dick Verkijk (sein in den 1960er Jahren gedrehter TV-Film über die „Van Imhoff" verschwand damals spurlos).
Die Titel der drei Episoden lauten voraussichtlich: 1. Das Geheimnis, 2. Die Tragödie, 3. Die Vertuschung. Der Dreiteiler wird zum ersten Mal im holländischen NPO2 am 10., 17. und 24. Dezember ausgestrahlt. Er konnte an den ORF verkauft werden, die deutschen Fernsehsender zeigten jedoch bisher kein Interesse.

„Kaufleute, Missionare, Soldaten". Unter diesem Titel ist eine **Lange Nacht der China-Deutschen** im Deutschlandfunk bzw. Deutschlandfunk Kultur geplant. Für die Sendung haben wir viele Gespräche geführt (u.a. mit Renate Jährling, Berta Kleimenhagen, Wera Schönfeld, Max Tiefenbacher und Sonja Mühlberger) und im Archiv in Kreuth nach interessanten Berichten, Tagebüchern und Briefen geforscht. Eine Zusammenstellung dieser Gespräche und Fundstücke, verbunden durch einen Erzähler, der in die Hintergründe einführt, soll die durchaus widersprüchliche Geschichte der China-Deutschen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Repatriierung nach dem Zweiten Weltkrieg lebendig werden lassen.
Die Lange Nacht wird immer von Freitag auf Samstag im Deutschlandfunk Kultur von 0.00 bis 3.00 gesendet und am Samstag/Sonntag von 23.00 bis 2.00 im Deutschlandfunk wiederholt. Der Termin für die Sendung steht noch nicht fest (vermutlich Winter 2017/18). Es empfiehlt sich ein Blick in das Programmheft der Sender oder ins Internet unter www.deutschlandfunkkultur.de.

Hilke Veth / Martina Bölck

Vereinsnachrichten

♦ Mitglieder
Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen sechs neue Mitglieder (insgesamt 404 Mitglieder):
Huimin Fang (1941 in Shanghai geboren, seit 30 Jahren in Deutschland)[1]
Herbert Feid (Yokohama, Tokyo, Kobe 1968-2012)
Eva Rudolf (übernimmt Mitgliedschaft ihres verstorbenen Mannes Joachim Rudolf)
Dagmar Severin (Tsingtau/Qingdao-Kennerin, vgl. S. 45)
Nora Singer (Mitarbeiterin im WMH)
Kinpan Wu (Pastor in Hongkong, z.Zt. an Universität Bonn Doktorand über Missionar Ernst Faber)

[1] Sein Großvater Fang Zhenru war 1923-1928 Comprador der Firma Friedr. Bayer & Co. in Hankow, sein Vater Fang Yaonan 1928-1941 Comprador der Nachfolgefirma Deutsche Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co. in Hankow und Shanghai. StuDeO konnte Fang Huimin bei Recherchen über seine Familie behilflich sein.

♦ Adressenänderung
Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jährling – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

♦ Mitgliedsbeitrag ab 2017 erhöht
Bitte berücksichtigen Sie, daß der Jahresbeitrag für Mitglieder mit Beschluß der Mitgliederversammlung am 24. September 2016 ab 1. Januar 2017 erhöht wurde. Er beträgt für **Einzelpersonen € 30, für Ehepaare € 40**.
Die Beiträge sind jeweils im ersten Quartal des laufenden Jahres fällig (vgl. S. 2).

♦ **Archiv, Bibliothek und Fotothek**

Wieder ist viel Wertvolles eingegangen, teils zum Verbleib, teils vorübergehend zum Zwecke des digitalen Erfassens. Dafür sei allen Einsendern herzlich gedankt. Von den Japan-Büchern, die Eva Rudolf zusandte, sind besonders bemerkenswert: ein Originalbuch der Lagerdruckerei Bando (1919), nämlich die „Plaudereien" von Paul König, und die zwei Bände von „Die Baracke. Zeitung für das Kriegsgefangenenlager Bando, Japan" (Sept. 1917 bis Sept. 1918) in der neu transkribierten Jubiläumsausgabe zum 50jährigen Bestehen der Stadt Naruto (1998).

Erika Schödel trennte sich von rund siebzig Büchern ihrer China-Bibliothek, die die StuDeO-Bibliothek bedeutend bereichern, z.B. die Gesamtausgabe „Dreiunddreißig Jahre in Ost-Asien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten" (1901) von Max Brandt, „Mit Graf Waldersee in China. Tagebuchaufzeichnungen" (1907) von Fedor von Rauch oder die fünf Bände einer historisch-politischen Buchreihe, herausgegeben von der Fudan-Universität und Pädagogischen Universität Shanghai Ende der 1970er Jahre.

Aktueller katalogisierter Bestand (Bearbeiterin):
Archiv : 3.030 Manuskripte
Bibliothek (Renate Jährling): 3.610 Bücher
Fotothek *** : rund 9.000 Einzelfotos und 63 Fotoalben.

♦ **Wolfgang Müller-Haus (WMH)**

Diesmal möchte ich einigen Gästen Dank sagen, die in besonderem Maße und auf vielfältige Weise, auch mit Anregungen, zu Pflege, Ausstattung und Betrieb unseres Vereinshauses beigetragen haben. Langjährige Stammgäste sind Carola Arndt und Rick Buckanin *(s. Foto S. 52, unten rechts)* aus den USA, die regelmäßig ihren Jahresurlaub in Kreuth verbringen und hier wohltuende Erholung finden. Auch in diesem Jahr durfte ich von ihnen wieder eine großzügige Spende entgegennehmen. Nora Singer aus München hat – so wie ich – das Haus liebgewonnen und schätzt sehr dessen besondere Atmosphäre. Sie ist immer gerne bereit, tatkräftige Hilfe zu leisten und Aufgaben zu übernehmen, wenn ich verhindert bin. Das Ehepaar Kreier aus Düsseldorf verbrachte zum wiederholten Mal im September einige sonnige Tage im WMH, kaufte eine große Anzahl LED-Leuchtmittel und ersetzte auch den defekten Wasserkocher durch ein modernes Gerät mit Temperaturwahl.

Besonders freue ich mich aber über die Wertschätzung, die unserer „Begegnungsstätte" mit Archiv (Kopien) und Bibliothek und irgendwie auch immer noch unserem Pastor Müller entgegengebracht wird.

Organisatorisches: Durch neue Annehmlichkeiten wie Müllabfuhr, WLAN, Dienstleistungen im und ums Haus sowie Renovierungsarbeiten entstehen naturgemäß Kosten, die nunmehr eine Anpassung des Mietpreises erfordern. Dieser wird daher ab 1. Januar 2018 für alle Kategorien um jeweils 5,00 Euro pro Übernachtung angehoben.

Mitlieder bis 4 Personen zahlen somit pauschal 30,00 Euro pro Übernachtung. (Weiteres siehe Ausführungen S. 52.)

Und noch ein Hinweis: Anmeldung im Tourismusbüro und Bezahlung der Kurtaxe sind verpflichtend.

Ursula Fassnacht

♦ **Besuch des Chinesischen Staatsarchivs**

Eine Delegation des Staatsarchivs – angeführt von Herrn Wang Shaozhang (Stellvertretender Generaldirektor) – besuchte am 22. März 2017 das StuDeO-Archiv im Wolfgang Müller-Haus. Vorab erhielt sie zu ihrer Vorbereitung den Archiv-Katalog. Ihr Interesse galt vor allem John Rabe und Canton 1937/1938. Es freute uns ganz besonders, als beim gemeinsamen Mittagessen unser höfliches „Gan Bei" unisono mit „Prost" erwidert wurde!

♦ **Ehrenmitgliedschaft von Anna und Georg Kieltsch**

Am 18. Juli 2017, einem heißen Sommertag, feierten wir auf unserer Terrasse in Eichenau die Aufnahme unserer Nachbarn Anna und Georg Kieltsch als Ehrenmitglieder bei StuDeO. Ihre Ehrenmitgliedschaft war von der Mitgliederversammlung als Anerkennung für ihre langjährige ehrenamtliche Mitarbeit beschlossen worden. Das Ehepaar Kieltsch gehört seit 2006 zum Versand-Team für die Vereinshefte StuDeO-INFO. In dieser Zeit engagierte sich Anna Kieltsch zudem in beträchtlichem Maße, gemeinsam mit *** in der Archiv-Arbeit, vor allem an den Vorbereitungen für die Übergabe der Originalmanuskripte an die Bayer. Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung (Signatur: Ana 708).

Ursula Fassnacht würdigte die Verdienste des Ehepaars herzlich und überreichte eine gerahmte Urkunde (s. Foto S. 51). In der fröhlichen Runde saßen auch unsere Nachbarn Ursula und Horst Bernhard, die seit vielen Jahren Ehrenmitglieder sind. Herrn Bernhard ist ein enormer Anteil beim Aufbau der StuDeO-Fotothek zu verdanken.

Renate Jährling

*Im „Zelt der Ökumene" am Stand „Peking" beim Lutherjubiläum in Wittenberg (zu S. 47) V.li.: Pfr. Ralf Richter, ***, R. Jährling (zwischen zwei chin. Pfarrern) und Ruth Hidaka*

Anna und Georg Kieltsch StuDeO-Ehrenmitglieder mit Urkunde (zu S. 50)

Delegation des Chinesischen Staatsarchivs im StuDeO-Archiv (zu S. 50): Wang Shaozhang mit Mitarbeiterin

Inhalt

Basisinformation zu StuDeO 2

Editorial 3

Grußadresse des Vorsitzenden 3

Franziska Koblitz: Stille Stunde in Lampersari 4

Geburtstagsgratulationen 5

Verstorbene Mitglieder und Freunde 6

Nachruf auf Henning Blombach 7

Martina Bölck: „So oder so; dieser Weg ist mir von Gott bestimmt."
Frauen in der protestantischen China-Mission 8

Renate Jährling: Prinz Heinrich von Preußen, Brückenbauer in den Fernen Osten 13

Elsa Meyer geb. Hake: „Man ist ganz stolz, ein ‚Hunne' zu sein."
Als Deutsche in Japan in und nach dem Ersten Weltkrieg 18

Günter Bühler: Aufbau der Plantage Wonowiri und das Leben dort.
Familie Bühler von 1912 bis 1947 in Ost-Java 23

Christine Maiwald: Man spielt Theater hier im Fernen Osten…
Der Deutsche Theater-Verein Shanghai. 2. Teil (Schluß) 29

„Natürlich bleibt die Verbindung zu China."
Ursula Frommelt geb. Statz, interviewt von Eckhard Kreier 35

Clemens Jochem: Menschlich mutig. Der Industrielle Willy Rudolf Foerster in Tokio 40

Buchempfehlungen
- Koblitz, Franziska: Die Frauen von Lampersari.
  In einem japanischen Frauenlager auf Java 1941-1945 42
- Walravens, Hartmut (Hrsg.): Fritz Weiss. Als deutscher Konsul in China.
  Erinnerungen 1899-1911 44
- Severin, Dagmar: Tsingtau gestern – Qingdao heute. Ein Handbuch 45

Vermischtes: Leserbriefe – Ausstellungen 2017 – Allerlei 46

Vereinsnachrichten 49

StuDeO Ostasien-Runde Hamburg 2018

Sonnabend, 7. April
Sonnabend, 20. Oktober
um 12.00 Uhr im

Restaurant **„Ni Hao“**

Anmeldung jeweils bis spätestens eine Woche vorher bei:

Gisela Meyer-Schmelzer

Foyer des ehem. Lyceum-Theaters in Shanghai 2013 (zu S. 29): Maoming Lu, Ecke Changle Lu

StuDeO-Runde München 2018

Samstag, 14. April
Samstag, 10. November
um 12 Uhr im

Restaurant **„Mandarin“**

Anmeldung bitte richten an:

Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod im März 2003 bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe liegt der Tegernsee und hinter der Grenze zu Österreich der Achensee.
Das eher kleine Haus besitzt zwei Schlafzimmer (mit einem Bett bzw. einem ausziehbaren Doppelbett), ein großes Wohn/Eßzimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht, inzwischen auch WLAN. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.
Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.
Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.
Ab 2018: Unkostenbeitrag pro Übernachtung bei bis zu 4 Personen pauschal 30,00 € für StuDeO-Mitglieder, sonst 35,00 €; ab 5 Personen pauschal 35,00 bzw. 40,00 €.
Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)
Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht (Adresse S. 2).

Blick vom Garten auf das Haus

Auf dem Weg nach Kreuth